

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069 a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle
Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Petizelle oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größeres früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 176.

Mittwoch, den 31. Juli 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das wöchentliche Unterhaltungsblatt.

Sommerurlaub.

Zu keiner Jahreszeit tritt das bekannte Wort von den „Zwei Nationen“, in welche die besitzende und proletarische Klasse geschieden sind, so kraß in die Erscheinung, als in der gegenwärtigen Saison der Sommerfrischen und Lurusreisen, die sich nicht bloß die Wohlhabenden und die höheren Grade der Bureauekratie gönnen, sondern auch das mittlere Bürger- und Beamtenlum, während es bei den Lohnarbeitern heißt: Es wird fortgeschickt, Sommers wie Winters, jahraus jahrein. Dazu der Aufwand, der nicht allein an den noblen Kurorten für den von Jahr zu Jahr sich steigenden Komfort gemacht wird, und der eine grelle Dissonanz bildet zu dem non possumus („Wir können nicht“), womit die Unternehmer die bescheidenen Lohn-erhöhungsforforderungen der Arbeiter zu beantworten pflegen.

Bittere Empfindungen müssen in den proletarischen großstädtischen Passanten der besseren Straßen aufsteigen beim Anblick der wochenlang geschlossenen Salons zahlreicher Herrschafts- und überhaupt besserer Wohnungen, wenn sie an die eigene, enge und dürftige Wohnung denken, deren Mietpreis regelmäßig aufzubringen zu den schwersten Lasten ihrer Existenz gehört, indes die mit den gepolsterten Portemonnaies sich erlauben können, ihre teuren, geräumigen, aufs beste ausgestatteten, behaglichen Behausungen unbenutzt zu lassen, um in Lurusbädern, an der See, im Gebirge, Erholung (vielfach vom Nichtstun), Erfrischung, mannigfaltige Amusements zu finden, ein Schlaffenleben zu führen!

Wer hätte solche Unterbrechung der Berufsarbeit, solches Ausschirren aus dem Alltag, nötiger als die Lohnarbeiter in Fabriken, Werkstätten, Segefabriken, die Arbeiter in Erz- und Kohlengrüben, an Webstühlen, die Heimarbeiter und Arbeiterinnen u. s. f.? Ist es nicht ein Hohn auf alle Vernunft, daß nur ein überaus geringer Prozentsatz derselben ein paar Tage Erholungsurlaub erhält, und auch diese nur in ganz seltenen Fällen mit Fortzahlung des Lohnes. Verhältnismäßig am besten sind hierin die Angestellten staatlicher und kommunaler Betriebe daran, denen in den letzten Jahren da und dort ein Erholungsurlaub von etlichen Tagen gewährt wird; aber auch nur erst von einem höheren Lebensalter an und nach längerer Dienstzeit. So in der Reichspost vom 35. Lebensjahr ab und nach fünfjähriger Dienstzeit: ganze drei Tage!

Unter den Stadtverwaltungen werden gegen 70 namhaft gemacht, die ihren Arbeitern Urlaub unter Fortzahlung des Lohnes bewilligen, in Mülhausen i. E. schon nach einem Jahre, in Charlottenburg nach zwei Jahren, in Schöneberg nach drei Jahren.

In der Privatindustrie sind hierin die Buchdrucker und die Brauereiarbeiter voran. Bei letzteren und bei den Transportarbeitern ist die Urlaubsgewährung tarifarisch festgelegt. Das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ enthielt darüber kürzlich eingehende Daten. Die Dauer schwankt zwischen 2 bis 3 und 7 bis 8 Tagen, nur in einem Betriebe mit 14 Tagen.

In den übrigen Fabrikbetrieben steht es hierin jedoch größtenteils noch recht schlimm. Und doch haben sich Unternehmer, die einen Sommerurlaub gewähren, dahin geäußert — wie die „Kölnische Zeitung“ kürzlich konstatierte — daß ihnen selbst diese Einrichtung zu statten kommt; eine Produktionsverminderung sei nicht beobachtet worden, dagegen gestalte sich das Verhältnis zwischen den Arbeitern und ihnen freundlicher, was auf den ganzen Betrieb wohlthätig zurückgewirkt habe.

Es ist damit wie mit den von den Arbeitern geforderten Verkürzungen des Arbeitstages, gegen die sich das Unternehmertum zuerst hartnäckig gesperrt hat, unter der Meinung oder dem Vorgeben, das Produktionsquantum leide dabei Not; bis die ihm aufgegebene Erfahrung die Theorie von Marx über die „Intensifikation der Arbeit“ bestätigte.

Und ebenso wie die Verkürzung der täglichen Arbeitszeit ist der Sommerurlaub für die Arbeiter, und zwar ein längerer, eine Forderung der Hygiene. Die Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen erheischt dringend, daß sie eine nicht zu kurz bemessene Zeit aus der Treitmühle herauskommen, um die herabgesunkenen Körperkräfte zu regenerieren; daß sie herauskommen aus der dumpfen, mit allerlei miasmatischen Dünsten geschwängerten Luft der Arbeitsstätten, um unverdorbenen Sauerstoff in die Lungen zu atmen und den verschrumpten Lebens- und Tätigkeitstrieb in der alle Sinne erquickenden freien Natur aufzuspüren, der erschlafenen physischen und geistigen Elastizität neue Spannkraft zuzuführen.

Das „Recht auf Gesundheit“ hat kürzlich Genosse Dr. Viktor Adler im österreichischen Parlament für das Proletariat proklamiert. Auf Grund dieses Rechtes ist ebenso wie ein verkürzter Arbeitstag auch ein allgemeiner Sommerurlaub, und zwar ein verlängerter zu fordern.

Wie mögen Unternehmer, die mit Rind und Regel viele Wochen in ihren Sommerfrischen ein Leben führen wie „Gott in Frankreich“, nicht aus eigenem Antrieb ihrem Arbeitspersonal solches gewähren, wenn sie nur ein wenig soziales Gewissen haben!

Die Belastung der Arbeiterschaft.

Das offiziöse Organ, die „Nordd. Allg. Ztg.“, entnimmt einer — erst im Herbst erscheinenden! — Neubearbeitung des Politischen Handbuchs der nationalliberalen Partei eine Notiz über die Belastung der Arbeiterschaft durch Gewerkschafts- und Parteibeiträge, die es offenbar für höchst beachtenswert hält, und die auch Aufnahme im hiesigen Amtsblatt gefunden hat. Der nationalliberale Erguß lautet:

Wenn die Arbeiterschaft, insbesondere die der sozialdemokratischen Partei anhängende, in Deutschland unter einer Steuerlast zu seufzen hat, die unter Umständen bis zu einer vollständigen Absorbierung der in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Lohnsteigerungen geht, so ist es diejenige durch die politische Partei und durch die sozialdemokratischen Gewerkschaften. Das Eintrittsgeld für die Gewerkschaften schwankt zwischen 50 Pfg. und 2 Mk., die Wochenbeiträge schwanken zwischen 20 und 140 Pfg., auf den Durchschnitt berechnet betragen sie 44 Pfg., ein Betrag, der sich in Zukunft eher noch erhöhen als vermindern dürfte. Dazu kommen Lokalzuschläge, Gau- oder Bezirkszuschläge, Kreissteuern, Delegiertensteuern, Extrasteuern, Kartellsteuern, Beiträge für das Arbeitersekretariat und dergleichen mehr. Die gesamten Abgaben der Gewerkschaftsmitglieder an ihren Verband unter gleichzeitiger Berücksichtigung des Aufwandes für gesellschaftliche Veranstaltungen sind von einer Seite auf 2 Mk. die Woche berechnet worden, was sicher nicht zu hoch ist. Rechnen wir aber, daß die wöchentlichen Abgaben mit Einschluß von Vergütungen nur 1 Mk. betragen, so wäre dies schon immer eine Jahresabgabe von 52 Mk. und bedeutet also, wenn man das Durchschnittseinkommen des Arbeiters auf 1000 Mk. ansieht, eine direkte Einkommensteuer von 5,2 Proz., ein Satz, den die Staatseinkommensteuer in Preußen bekanntlich selbst bei Millioneneinkommen überhaupt nicht kennt, da sie 4 Proz. überhaupt nicht übersteigt und vor allem die gesamten Einkommen bis 900 Mk., d. i. das überwiegende Groß der Arbeiterbevölkerung, vollkommen steuerfrei bleiben. Zu diesen Gewerkschafts-abgaben, denen man trotz ihrer enormen Höhe eine Art Berechtigung nicht absprechen kann, da sie ja, wenigstens im Prinzip, zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Arbeiter dienen sollen, treten aber dann noch vor allem hinzu die Anforderungen, welche die sozialdemokratische Partei als politische Organisation an den schmalen Arbeiterhaushalt stellt. Hier ist die direkte Steuer in der Regel auf 25 Pf. den Monat, also jährlich 3 Mk. bemessen. Indessen ist das nicht die Hauptsache. Denn die „freiwilligen Sammlungen“, die allenthalben in Fabriken, Werkstätten und bei allen Gelegenheiten ins Wert gesetzt werden, dürften im Jahre schon allein mindestens das Fünffache der direkten Parteisteuer erreichen. Dazu kommen eine große Anzahl von indirekten Steuern infolge des Zwanges, die Vergütungen der politischen Verbände mitzumachen, die Einkäufe bei Parteibüchsen, Zigarrenhändlern usw. vorzunehmen, so daß es sicher nur gering gerechnet ist, wenn man die Abgaben insgesamt auf monatlich 1 1/2 Mk., jährlich also 18 Mk. bemißt, so daß sich unter Zurechnung der Gewerkschaftssteuern eine Jahresgesamt-abgabe von 70 Mk. ergibt. Das macht eine Gesamtbesteuerung der Arbeiterschaft von 7 Proz., eine Zumutung, die alles das bei weitem übersteigt, was Staat und Gesellschaft selbst von ihren reichsten Bürgern und von den höchsten Einkommen verlangen.

Es verlohnt schon, sei es auch nur zur Beleuchtung der offiziellen Geistesverfassung, auf das Geschwäg etwas näher einzugehen.

Es wird da behauptet, daß die Arbeiterschaft durch Gewerkschafts- und Parteisteuern förmlich erdrückt werde. Nicht weniger als 70 Mark müsse der Arbeiter, der der Gewerkschaft und der sozialdemokratischen Partei angehöre, an Beiträgen aufbringen. Das mache bei einem Einkommen von 1000 Mk. 7 Prozent des Einkommens aus, „eine Zumutung“, die alles übersteige, „was Staat und Gesellschaft selbst von ihren reichsten Bürgern und von den höchsten Einkommen verlangen“.

Das ist schon richtig und gerade deshalb müssen die Arbeiter als Proletariat Opfer bringen, um den skandalösen Zustand zu beseitigen, daß z. B. in Preußen circa 3200 Personen vorhanden sind, die ein Durchschnittseinkommen von je 250000 Mk.

besitzen, ohne gebührend zu den Staatslasten herangezogen zu werden! Weil eben bei uns die Reichen geschönt werden, muß die besitzlose Masse bluten! Namentlich durch die indirekten Steuern! Selbst die „Norddeutsche Allgem. Zeitung“ berechnete im Dezember vorigen Jahres, daß die einkommensteuerfreie Bevölkerung — also diejenigen mit weniger als 900 Mark Jahreseinkommen — pro Kopf 16 Mark 64 Pfennige an direkten wie indirekten Steuern zu zahlen habe. Das macht für die fünfköpfige Familie den Betrag von 83 Mark 20 Pfennigen! Dabei war diese offiziöse Rechnung, wie wir damals sofort unabweisbar nachweisen konnten, noch viel zu niedrig!

Zu diesen Steuern für das Proletariat kommen aber noch die Liebesgaben für die Agrarier, die in diesen Zahlen nicht enthalten sind. Liebesgaben, die darin bestehen, daß das Proletariat nicht nur die Zölle für eingeführtes Fleisch, Getreide usw. bezahlen muß, sondern auch die Preiserhöhung für die im Inland erzeugten agrarischen Artikel, die um den Betrag des Zolls erhöht werden! Wenn im vorigen Jahre der Fleischpreis pro Pfund um 10 Pfennige infolge der Zölle und Einfuhrsperren erhöht wurde, so mußte das Proletariat den Mehrbetrag an die Agrarier entrichten, d. h. pro Kopf (50 Kilo a 20 Pfennige mehr) 10 Mk., pro fünfköpfige Familie 50 Mk. mehr!

Aber diese kolossale Schröpfung der arbeitenden Klasse ist noch relativ geringfügig gegenüber der Ausbeutung der Arbeiterklasse durch das Unternehmertum, das von ihm den enormen Tribut des Mehrwerts erhebt. Wir rechnen sehr bescheiden, wenn wir diesen Mehrwert bei einem Lohne von 1000 Mk. auf 300 Mk. beziffern. Der Arbeiter hat also an Steuern, Liebesgaben und Mehrwert an Staat und Gesellschaft bei einem Einkommen von 1000 Mk. einen Tribut von rund 500 Mk. zu leisten!

Und da wagt das offiziöse Organ, die Partei- und Gewerkschaftsbeiträge ins Feld zu führen. Als ob nicht zu alledem auch die bürgerlichen Parteien Parteibeiträge erhöhen! Und als ob nicht auch Hirsch-Dunkerische und christliche Gewerkschaften Anforderungen an ihre Mitglieder stellten!

Und als ob die Arbeiter nicht solche Beiträge zur Schaffung von Kampfesorganisationen gegen die sie ungeheuerlich ausbeutende Kapitalistenklasse erheben müßten, um nicht widerstandslos wie Zitronen ausgepreßt und völlig unter die Füße getreten zu werden!

Hoffentlich erwirbt sich das amtliche Regierungsorgan das Verdienst, die nationalliberale Unternehmerrweisheit auch fernerhin zu kolportieren. Es wird uns stets ein Vergnügen sein, eine hübsche Gegenrechnung aufzunehmen!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Politischer Größenwahn.

Daß die Deutsche Volkspartei an dieser Krankheit leidet, haben wir in letzter Zeit öfter konstatieren können. Unter den kleinen Parteien, die sich um die Gunst der Regierung bewerben, scheint sie die anspruchsvollste zu sein. Trotz ihres stolzen Namens ist sie nur südlich des Main zu Hause und auch hier im wesentlichen nur im Schwabenlande; sie umfaßt gerade ein Prozent der Wähler. Ihr Führer, Herr von Payer, hat nun, wie wir mitgeteilt haben, am vorletzten Sonntag auf einer Parteiversammlung unter andern gesagt:

Es habe schwere Opfer gekostet, das Zentrum aus seiner bisherigen Stellung im Reich zu beseitigen. Man werde dafür sorgen, daß das Zentrum nicht mehr auf den Boden des Reichswagens zu sitzen komme. Die Volkspartei werde es sich etwas kosten lassen, das zu verhindern.

Dafür kauft die „Germania“ Herrn v. Payer und seiner Partei recht hoshaft den Takt. Auch sie wirft der „Deutschen Volkspartei“ vor, daß sie am politischen Größenwahn leide und bemerkt dazu u. a.:

Allerdings ist richtig, daß die Volkspartei „schwere Opfer“ gebracht hat, um Regierungspartei zu werden; sie hat ihre gesamte Vergangenheit und ihr eigenes Programm verleugnet. Noch auf dem Münchener Parteitag im Herbst 1906 hat derselbe Herr von Payer die Forderung aufgestellt, man möge wenigstens die „ganz gottverlassenen Gebiete“ in — unseren Kolonien aufgeben, aber im Dezember und Januar darauf tritten dieselben Leute um diese Gebiete, als enthielten sie das irdische Paradies. Wer so seine Überzeugung vom September verleugnet, der hat freilich schwere Opfer gebracht.

Wenn man sich noch vor Augen hält, wie diese Partei...
Stellung zur Kolonialpolitik angegriffen hat, so ist kaum ein Wortfall bekannt, wo die politische Wandlungsfähigkeit sich solche tolle Scherze gestattet hat, wie bei den Leuten um Herrn von Bülow. Aber die Volkspartei will es sich noch mehr kosten lassen, damit nur das Zentrum nicht mehr auf den Boden des Reichswagens komme, nur zu viel nicht. Woreinst kann die Volkspartei den Rest ihrer politischen Zehrfünftigkeit in der Tasche behalten; das Zentrum hat gar keine Veranlassung, dem Freisinn und der Volkspartei ihre „Kutscherselle“ zu misshandeln. Die wandlungsfähige Volkspartei kann also den noch wandlungsfähigeren Reichskanzler spazieren fahren oder auf dem Buckel tragen: wir sehen nicht neidisch, sondern mit heilerem Lächeln zu. Dieses erhöht sich, wenn wir uns vorstellen, was denn die so prognostizierte gebärende Volkspartei sich „kosten lassen“ kann. Ganze sieben Stimmen in Reichstags, ein unerhört großer Einfluß. Aus eigener Kraft hat diese Partei auch nicht ein einziges Mandat erhalten; der furor protestantens führte ihr die einen und die Sozialdemokratie die anderen zu. Diese Partei kann es sich tatsächlich etwas kosten lassen: denn zu verlieren hat sie nicht mehr viel.

Das stimmt. Sie hat schon lange nur politisch vegetiert. Und seit dem 13. Dezember v. J. ist sie dabei, sich selbst umzubringen.

Laßt alle Hoffnung draußen!

Das neue Abkommen zwischen Japan und Korea, durch das die Unterwerfung Koreas unter japanische Oberhoheit zur Tatsache geworden ist, ist vom Berliner kaiserlich-japanischen Botschafter im Auftrage seiner Regierung dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Wortlaut mitgeteilt worden. Das „Land der aufgehenden Sonne“ macht kurzen Prozeß und setzt alle Mächte höflich von dem gegliederten Raub in Kenntnis. Die koreanischen Vertreter im Haag hoffen, daß ihr Land das Joch Japans wieder abschütteln könne, sie wollten sich in den Dienst dieser vaterländischen Aufgabe stellen und behaupteten, bei ihrem patriotischen Unternehmen die Unterstützung europäischer Staaten, auch Deutschlands, zu finden. Sie erhalten in der „Röhm. Ztg.“ prompt den abkühlenden Wasserstrahl. Das Blatt schreibt offiziös:

„Die äußere und innere Verwaltung Koreas ist jetzt in allen Punkten dem japanischen Ministerpräsidenten unterstellt, neben dem der Kaiser von Korea ein Schattenleben führt, das sich bequem für ihn gestalten kann, wenn er sich seiner rein dekorativen Stellung bewußt bleibt. Tut er das nicht, so wird auch er gerade so wie sein Vater die harte Hand Japans zu empfinden haben. Ob Japan bei dem Werte der Angliederung Koreas in nächster Zeit noch auf ernste Schwierigkeit bei der Bevölkerung stoßen wird, läßt sich schwer übersehen, es ist aber unzweifelhaft, daß Japan die Macht besitzt, über alle Auslieferungsvorläufe Herr zu werden. Die koreanische Abordnung nach dem Haag legt ihre Reklame nach fort und scheint sich dabei in argen Selbsttäuschungen zu bewegen. So nur ist es zu erklären, wenn die Herren behaupten, daß ihnen im Haag Aussicht auf die Hilfe der Vereinigten Staaten, Deutschlands und Frankreichs gemacht worden sei, denn keiner dieser Staaten wird daran denken, sich zum Beschützer des entthronten Kaisers von Korea aufzuwerfen. Das einzige, was das Ausland von Japan verlangen kann und verlangen muß, ist die Aufrechterhaltung der handelspolitischen Verträge; darüber hinaus dürfte das Interesse des Auslandes nicht gehen.“

Immer mit den größten Bataillonen! Wer die Macht hat, hat das Recht und kein europäischer Christenstaat wird diesen Grundsatz antaßten lassen. Auch im Leben der Staaten gilt der Grundsatz: Denn ein Recht zum Leben, Lump, haben nur, die etwas haben!

Saures gegen Bülow.

In der „Humanität“ antwortet Genosse Saures auf die Seltner Redefut des Reichskanzlers das Folgende: Herr Jules Huret, der soeben ein sehr interessantes und lebhaftes Buch über Deutschland hat erscheinen lassen („Weißalen und der Rhein“), legt seine Forschungsreise fort. Er hat Herrn v. Bülow interviewt und hat von ihm unter anderen beruhigenden Erklärungen die Zusage erhalten, daß es keine „sozialistische Gefahr“ gibt. Der Sozialismus ist, so meint er, endgültig machtlos, in Deutschland und in Frankreich. In Deutschland beweise es die jüngste Wahlniederlage der Sozialdemokratie, an die der Kanzler erinnert. Warum aber muß er hinzufügen, daß die deutsche Sozialdemokratie so lange nicht zu fürchten sein wird, „als der konservativ-liberale Block besteht?“ Wenn es wirklich notwendig ist, daß alle anderen Parteien trotz ernsthaften Meinungsverschiedenheiten sich dauernd gegen sie verbünden, um ihr ein Gegengewicht zu bieten, ist das nicht das Geständnis ihrer drohenden Macht? Je mehr die sozialistische Agitation emporsteigt und vertieft, je mehr die Gewerkschaftsorganisationen der deutschen Arbeitererschaft gestärkt werden, desto früher wird die Reichsregierung mit dieser Macht rechnen müssen. Noch ist der Reich jetzt und sicher, noch steigt die Flut nur langsam, aber sie wird entweder die alten Einrichtungen überschweben oder durch höhlendes Eindringen untergraben.

In Frankreich, so stellt Herr v. Bülow, der an ein Wort Sebels auf dem Amsterdamer Kongreß erinnert, fest, ist es den französischen Sozialisten nicht gelungen, die Einkommensteuer und die Arbeiterversicherungen durchzuführen. Uns ist es zwar nicht unangenehm, daß europäische Staatsmänner den Einfluß des Sozialismus in Frankreich nach der Zahl und der Bedeutung der Reformen messen, die hier durchgeführt werden. Und ich bekenne gern, daß wir mit um so wirklicherem Widerstand zu rechnen haben, als er oft heuchlerisch und hinterlistig ist. Allein in den drei Jahren, die zwischen dem bevorstehenden internationalen Kongreß und dem Kongreß von Amsterdam liegen, ist ein Werk vollendet worden, das die meisten unserer ausländischen Genossen für unmöglich erklärten, ich meine jene Trennung von Kirche und Staat, die gerade in Frankreich angesichts unserer katholischen Tradition und des jahrhundertalten Konflikts zwischen der Kirche und der Revolution eine sehr hohe politische und soziale Bedeutung hat.

Die Kammer der Abgeordneten hat dem Gesetzentwurf über die Arbeiterversicherung zugestimmt und die Einkommensteuervorlage, die ernsteste, die seit 30 Jahren angebracht worden ist, wird wahrscheinlich von der Kom-

mission und dem Finanzminister unterstützt. Zweifellos werden trotz aller kapitalistischen Treibereien, trotz aller Bemühungen des Senats die beiden Reformen verwirklicht werden, denn das Land verlangt sie.

Wenn wir also das Kriterium des Herrn v. Bülow annehmen, so ist die sozialistische Aktion wirklicher, als er es zugestehen möchte. Die Wirkung aber der ersten Reformen und der steigenden Organisation der Arbeiterklasse wird auch eine rasche Stärkung dieser sozialistischen Aktion sein. Die aufrichtige oder gespielte Ruhe des konservativen Europas wird also eine schwere Prüfung zu bestehen haben.

Kasernenfreunden.

Von Mitte April bis Mitte Juli 1907 wurde die gerichtliche Bestrafung von 40 Soldatenmißhändlern bekannt. An Strafen wurden ausgesprochen 3 Jahre 21 Tage Gefängnis, 10 Monate 7 Tage mittlerer Arrest, 2 Monate 13 Tage gelinder Arrest, 1 Monat 12 Tage Festungshaft, 1 Monat 12 Tage Stubenarrest, 2 Degradationen. Der Freiheitsentzug beträgt im ganzen 4 Jahre, 4 Monate, 5 Tage. Auf Preußen treffen: 1 Jahr 9 Monate Gefängnis, 7 Monate 23 Tage mittlerer Arrest, 1 Monat 18 Tage gelinder Arrest, 1 Monat 12 Tage Festungshaft, 1 Monat 12 Tage Stubenarrest, 2 Degradationen (24 Vorgelegte, darunter nicht weniger als 4 Offiziere und 1 Oberarzt!); auf Bayern 3 Monate Gefängnis, 12 Tage mittleren Arrest (zwei Vorgelegte); auf Sachsen ein Jahr 21 Tage Gefängnis, 2 Monate 2 Tage mittleren Arrest, 25 Tage gelinden Arrest (14 Vorgelegte).

Die bestrafte Offiziere sind: Oberleutnant Zipper vom preußischen Pionierbataillon Nr. 21 acht Tage Stubenarrest, Leutnant Sabinski vom preußischen Infanterieregiment Nr. 97 sechs Wochen Festungshaft, Leutnant Oster vom preußischen Infanterieregiment Nr. 68 zehn Tage Stubenarrest, Leutnant Kurtius von Rackowsky vom preußischen Infanterieregiment Nr. 72 vierzehn Tage Stubenarrest und der Oberarzt Falk vom preußischen Infanterieregiment Nr. 93 mit zehn Tagen Stubenarrest.

Auch dieses Quartal hat wieder gezeigt, wie verschiedene Verfehlungen von oben nach unten und von unten nach oben bestraft werden. So wurde zum Beispiel ein Soldat des preußischen Füsilierregiments Nr. 38 mit drei Jahren und einem Monat Gefängnis bestraft, weil er in angeordnetem Zustande einen Feldweibel ins Gesicht geschlagen und sich der Wache widersetzt hatte. Die oben genannten 40 Soldatenmißhändler erleiden also einen nur um rund 1 Jahr und 3 Monate längeren Freiheitsentzug als dieser Mann. Ein Unteroffizier des Pionierbataillons Nr. 8 kam mit neun Tagen mittleren Arrest davon, obwohl er einen Pionier derart vor die Brust gestoßen hatte, daß er zu Boden stürzte und sich das Ellenbogengelenk brach. Der Unteroffizier Wiegler vom preußischen Garbedragoneregiment Nr. 1 schlug einen Dragoner ins Gesicht und mit einem Karabinerriemen mehreremal derart über den Rücken, daß dieser blutende Striemen aufwies. Die Strafe bestand in neun Tagen mittlerem Arrest. Noch ein paar solcher Beispiele anzuführen, wäre leicht. Herr Generalleutnant von Liebert läte viel klüger, sich für die Abschaffung eines Strafgesetzbuches, das solche Zustände ermöglicht, ins Zeug zu legen, als an die Gründung eines Reformblattes zu denken.

Im ersten Halbjahr 1907 wurde die gerichtliche Bestrafung von 62 Soldatenmißhandlungen bekannt. Der Freiheitsentzug betrug 9 Jahre 11 Monate 16 Tage. Wenn zwei Soldaten im Gasthause mit einem Unteroffizier wegen eines Mädchens in Streit kommen und ihn nur im geringsten berühren, müssen sie nach dem Militär-Strafgesetzbuch (§§ 106 und 107) einen Freiheitsentzug von mindestens zehn Jahren, also mehr als die eben erwähnten 62 Soldatenmißhändler zusammen erdulden! Trotzdem ist nach Herrn v. Einem für den deutschen Soldaten trefflich geforgt.

Nochmals die Affäre Schellenberg.

Die „Nordb. Allgem. Ztg.“ brachte vor etwa acht Tagen eine Zuschrift aus Wiesbaden, in der es hieß:

„Dem Herrn Dr. Schellenberg ist von der Postdirektion nicht gekündigt worden, weil er sozialdemokratisch gewählt, sondern weil er sich in einer öffentlichen Versammlung dessen gerühmt hat, was man wohl agitieren benennen kann. In einer späteren Versammlung erklärte er sogar, daß er nicht nur bei der letzten Reichstagswahl sozialdemokratisch gewählt, sondern dasselbe auch schon bei der vorigen Reichstagswahl getan habe.“

Dr. Schellenberg hat diese Behauptung für eine Unwahrheit erklärt. Die „Nordb. Allgem. Ztg.“ aber machte dann weitere Versuche, das Verfahren der Postbehörde zu verteidigen. Jetzt veröffentlichten freisinnige Blätter eine Zuschrift des Dr. Schellenberg. Er hält die Erklärung, daß jene Behauptung eine Unwahrheit, in vollem Umfange aufrecht und bemerkt dazu:

„Mir ist am 27. Mai meine Stellung gekündigt worden, und ich habe niemals vor diesem Tage anders als in privatem Kreise über politische Dinge gesprochen. Meine Kündigung erfolgte, und zwar auf direkte Veranlassung des Reichspostamtes, lediglich wegen meiner Abstimmung in der Stichwahl, die durch einen Zufall einem hier wohnenden höheren Postbeamten a. D. bekannt geworden war und von ihm dem Reichspostamt denüanziert worden war. Nebenher ging eine maßlose, von einem mir unbekanntem Ausschuß inoffizielle Heze gegen mich, um mich gesellschaftlich und wirtschaftlich zu ruinieren. Man schickte an hiesige Zeitungen und zahlreiche Patienten von mir anonyme Briefe mit teilweise nicht wiederzugebendem Inhalt, allerdings nicht mit dem gewünschten Erfolge. In dem Verein alter Korpsstudenten wurde seitens eines Mitgliedes die Anregung gegeben, mich zum Austritt zu veranlassen, da man konigstreuen Männern nicht zumuten könne, mit mir an einem Tische zu sitzen. Zum Protest gegen derartige, in jedem anderen Kulturlande unmögliche und unerhörte Unterdrückung der freien Meinung berief ich mich mit Freunden, die zwar ausnahmslos auf anderem politischen Boden stehen, aber ebenso wie ich, dieses Vorgehen konservativer Heißsporne verurteilen, am 29. Mai, also zwei Tage nach meiner Kündigung, eine Versammlung des Vereins alter Korpsstudenten ein. In dieser in strengster Abgeschlossenheit tagenden

Verammlung lehnte ich es zuerst ab, eine Erklärung über meine politische Stellung abzugeben, da die Korpsstudenten gemäß Politik und Religion von jeder offiziellen Erörterung ausschließen. Ich war jedoch schließlich, ebenso wie jetzt in der Öffentlichkeit, genötigt, falschen und unwahren Behauptungen gegenüber den wahren Sachverhalt festzustellen, indem ich meine sozialdemokratische Abstimmung in zwei Stichwahlen selbstverständlich zugab, mir auch für die Zukunft eine ähnliche Entschließung vorbehielt, es aber entschieden zurückwies, Sozialdemokrat zu sein oder mich meiner Abstimmung gerühmt zu haben.

„Ich erkläre demnach nochmals: Es ist absolut unwahr, daß meine Abstimmung durch agitatorisches Verhalten meinerseits veranlaßt worden ist. Diese war bereits erfolgt, als ich, zuerst in geschlossenen Kreise, darauf in der Öffentlichkeit, teils unwahr, teils perfide Behauptungen zurückzuweisen genötigt war.“

So der Sachverhalt, an dem nicht zu drehen und nicht zu deuteln. Sollte der anonyme Einsender trotz dieser meiner Erklärung seinen Vorwurf der Unwahrhaftigkeit aufrecht erhalten, dann — herauf mit dem Visier!

Damit hat Dr. Schellenberg ein geradezu erbärmliches Treiben patentierter Ordnungsstüben und Denunzianten enthillt.

Ein hinkender Reichsverbändler.

Der Lahrer hinkende Bote ist der Kalender des traditionellen badischen Liberalismus. Die neue Ausgabe dieses einst weltberühmten Hinkenden zeigt den geistigen Zerfall des alten badischen Liberalismus, dem des Hinkenden Wochenchrift und Kalender früher zu einem hoffnungsvollen Aufschwung verholfen hatte. Neben der Fürstenverherrlichung treibt der neue Kalender eine Blockbeweihräucherung und eine Anbetung Dernburgs, des „Helden des Tages“, die auch einen liberalen Charakter anekeln mußte. Folgende Späne hobelt der fleißige Alte als gelehriger Schüler des Reichslügenverbandes:

Die schwarzen und roten Brüder verweigerten am 13. Dezember im Reichstag gemeinsam mit den Polacken den Nachtragskredit für die Beendigung des blutigen Feldzugs und stellten uns (!) vor die Frage, den Truppen den endgültigen Sieg zu entreißen, indem man die Zahl verdingerte bis auf einen Rest, der dann den Wilden nicht mehr gewachsen war. Im Reichstagswahlkampf verbündeten und unterstützten sich die Schwarzen und die Roten, die Sozi mußten die Reche bezahlen. Die Geistesjunghäutchen offen mit den spanischen und russischen Bombenmördern; sozialdemokratische Verfaulungsweiber forderten die Auflösung des Einzelhaushalts, damit auch der Familie und der Ehe — vielleicht hofften sie so noch zu Männern zu kommen.

So geht's fort, bis der Hinkende im Bilde vor dem Dernburg den Hut abzieht und ihm dankt, daß keine schwarzrote Mehrheit im Reichstag dem Ausland zum Gefallen das Reich schwächen kann. Darf man sich da nicht wundern, daß in Baden immer noch sozialdemokratische Träume auf eine Wiegegeburt des bürgerlichen Liberalismus gerichtet sind?

Urbanliches vom Peters.

Um den Peters soll wieder einmal der Glorienschein des „stillen ersten Pastorensohnes“ verbreitet werden, denn er läßt der bürgerlichen Presse aus Hannover folgende Bulletin über sein Befinden zugehen:

Dr. Karl Peters ist zum Besuch seines hier wohnenden Bruders eingetroffen und wird einige Zeit hier Aufenthalt nehmen. Die Freunde von Dr. Peters beabsichtigen, während dessen Anwesenheit eine Feier zu veranstalten, um dadurch zu dokumentieren, daß sie auch ferner zu Peters halten und in ihm den Pionier für Deutschlands koloniale Entwicklung sehen. An der Spitze des Komitees, das die Vorbereitung der Ovation in die Hand genommen hat, steht Stadtdirektor Tramm. Dr. Peters scheint durch die Aufregung, die ihm der Prozeß gebracht hat, körperlich sehr angegriffen zu sein, was schließlich auch nicht zu verwundern ist. Er hat sich aber trotzdem seinen frischen Lebensmut bewahrt und sieht der Zukunft hoffnungsvoll entgegen.

Bedaurenswerter Herr, der Peters! Ist körperlich so angegriffen, daß er gegebenen Falles kaum die Hilfspfeife mehr handhaben könnte. Aber man sollte doch meinen, daß ein Mann, der wie Peters frisch-jungmännlich das Recht auf Brutalität vertritt, auf die sentimentalen Mädchen einer solchen Stimmungsmache verzichten würde.

Die Ergänzung der südwestafrikanischen Kolonialarmee.

Wir wiesen kürzlich an dem Dislozierungsplan der südwestafrikanischen Schutztruppe, die in einer Stärke von 4000 Mann in Südwest verbleiben soll — und offenbar dauernd! — nach, daß zum Schutze der Farmer ein so gewaltiges Truppenaufgebot nicht nötig sei, sondern daß es sich lediglich um Schaffung des Kerns einer Kolonialarmee handle.

Jetzt liegen nun nähere Angaben über die Polizeitruppe vor, durch die diese Kolonialarmee noch verstärkt werden soll. Die Polizeitruppe soll aus rund 1237 Mann bestehen, nämlich aus 781 weißen Polizeisoldaten, 300 schwarzen Polizeidienern, 150 Wagenwärtern usw. 1027 Mann davon sollen beritten sein. An Gehalt soll gezahlt werden dem Major 14 100 Mk., jedem Offizier 7500 Mk., jedem der 72 Wachtmeister 4150 Mk., jedem der 648 Sergeanten 3400 Mk.

Danach werden sich die Gesamtkosten für Schutz- und Polizeitruppe insgesamt auf mindestens 40 Millionen Mark pro Jahr stellen! Dies reizende Kolonialgeschenk hat das Volk aber bekanntlich den Blockliebbedienten des Freisinns zu danken! Derselben Freisinns, dessen führende Organe noch vor kurzem vorschlugen, Südwestafrika an den Meistbietenden zu versteigern!

Der antisemitische Volksbund in Rötten.

Die „Deutsche Hochwacht“, „Unbestechliche völkische Tageszeitung“, das in Stettin täglich erscheinende Organ des Deutschen Volksbundes, teilt mit, daß es infolge der „bekanntlich bedauerlichen Schädigungen“ wieder als Wochenblatt erscheinen müsse. In einem schwülftigen Aufruf werden die Bundesbrüder aufgefordert, „soviel Geld einzuschicken, als sie irgend flüssig machen und entbehren können“. Ferner heißt es darin:

Es ist eine schwere und ernste Bitte; aber wir vertrauen, daß Ihr sie erfüllt. Ihr, die Ihr uns so oft geschrieben habt, wie Euch der Morgenkaffee nicht schmeckt, wenn Ihr Eure „Hochachtung“ nicht zur Hand habt, daß Ihr Euch mit Eurer Gattin streitet, wer sie zuerst lesen soll. Wollt Ihr, daß das letzte radikal-deutsche reformerische Tagesblatt Deutschlands eingehe? Kömmt Ihr das verantworten? ... Jetzt gilt es! Jetzt zeigt, daß Ihr Deutsche seid! Keine Summe ist uns zu klein, keine sei Euch zu hoch! (1)

Deran, wer noch Blut in der Seele hat! (1)

Die Unterschlagungen des ehemaligen Oberhosen Hans v. Mosch scheinen ja keine kleinen zu sein, wenn der „Volksbund“ derartig in Nöten ist. Die bisher geübte Methode, Beamte gegen hohes Gehalt anzustellen, die in der Lage sind, eine beträchtliche Kautions zu stellen, scheint als Finanzierungsmittel nunmehr zu verfallen. Nun müssen die Judenfresser bluten! Ob sie aber zahlen werden? Na, wir wollen es abwarten.

Rußland.

Ein Überfall. Gestern nachmittag drangen 8 mit Revolvern bewaffnete Personen in die Privatbankhardbank auf der Petersburger Seite. Nachdem sie die Eingangstür verschlossen hatten, stürzten die Räuber zur Kasse und raubten ungefähr 4000 Rubel. Bei der Verfolgung der Räuber wurden zwischen diesen und den Polizeibeamten Schüsse gewechselt. Ein Räuber wurde getötet, ein anderer verwundet und gefangen genommen. Von den Polizeibeamten wurde einer getötet und zwei verwundet.

Frankreich.

Das amtliche Ergebnis der Generalratswahlen liegt jetzt vor. Nach demselben haben 139 Stichwahlen stattgefunden. Gewählt sind 253 Reaktionäre, 10 Nationalisten, 137 Progressisten, 297 Linkspublikaner, 565 Radikale und Radikalsozialisten, 17 unabhängige und 17 geeinigte Sozialisten.

Balkan.

Aus dem Hexenkessel. Depeschen aus Seres in Mazedonien melden, daß Truppen eine von dem mazedonischen Führer Mitruffi befehligte Bande, die sich in ein Fortstahlhaus geflüchtet hatte, umzingelten. Die ganze Garnison wurde aufgeboten, unterstützt von 500 Baschi-bozuden und unter Mitwirkung des Polizeidirektors. 30 Soldaten wurden getötet. Das Eingreifen der irregulären Soldaten erregte große Bestürzung unter der Bevölkerung. Während des Kampfes zündeten die Truppen drei Häuser und ein Schulgebäude an. Hunderte von Häusern plünderten sie in Gemeinschaft mit den Baschi-bozuden. Das von den Insurgenten verteidigte Gebäude wurde mit Hilfe von zwei Gebirgskanonen zerstört; drei Insurgenten wurden getötet und zwei gefangen genommen. Mehrere von den Gefangenen sollen gefoltert worden sein.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 31. Juli.

Achtung, Gewerkschaftskassierer! Der Kassierer des Gewerkschaftskartells und des Arbeitersekretariats wird am Donnerstag, Sonnabend und Montag nächster Woche abends von 8 Uhr an zur Entgegennahme der Beiträge im Vereinshaus anwesend sein.

In einer peinlichen Situation befindet sich gegenwärtig die hiesige bürgerliche Presse aus Anlaß der Beratung des Antrages Wiffell in der Bürgerschaft, nach welchem für staatliche Arbeiten der Lübecker Mindestlohn vorgeschrieben werden soll. Man möchte es nicht mit der Bourgeoisie verderben, die gegen den sozialdemokratischen Antrag votiert, und man will zu gleicher Zeit auch wenigstens den Schein der Arbeiterfreundlichkeit wahren; deshalb faßt man sich sehr, sehr kurz oder man schweigt ganz. Bei Arbeitern sollte dieses Verfahren, das von allen bürgerlichen Blättern beobachtet wird, eigentlich durchschaut und richtig bewertet werden.

Höflichkeitsdienste in der Presse. „Die Lobrederei und Schmeichelei macht immer größere Fortschritte, die Schweißwebele in- und außerhalb der Zeitungsspalten nimmt immer mehr zu, und wir werden bald so weit sein, daß niemand mehr unterscheiden kann, was echt und was falsch, was groß und was klein, was vaterländisch und was unvaterländisch gedacht und gehandelt ist, daß aus unserm Volke der patriotischen Denker ein solches von offiziös abgerichteten Streibern wird, das die Dinge nicht mehr sieht, wie sie in Wirklichkeit beschaffen sind, sondern in der Gestalt, wie die offiziöse Presse sie ihm zeigt. Welche Gefahren durch eine solche Degenerierung der öffentlichen Meinung und Kritik in Deutschland nach innen wie nach außen hin erzeugt werden, bedarf kaum des näheren Nachweises. Es kann nicht ausbleiben, daß auf diese Weise dem deutschen Lesepublikum mit der Zeit die Fähigkeit genommen werden wird, Personen und Dinge in den richtigen Größenverhältnissen zu sehen und zu würdigen, daß ihm alle zuverlässigen Maßstäbe politischer und geschichtlicher Größe und Wichtigkeit abhanden kommen müssen. Da ist doch aber klar, daß, wenn die öffentliche Meinung des Landes korrumpiert und gefälscht wird, die Stütze, welche sie der Regierung unter Umständen gewähren soll und muß innerlich ungesund und deshalb nicht haltbar ist, und ebenso leuchtet ein, daß durch die Freiführung der öffentlichen Meinung durch die Presse die Wahlen zum Reichstage nachteilig beeinflusst werden. Damit wird die Güte desjenigen Instrumentes gefährdet, durch das das Volk seine Teilnahme an der Entscheidung über die Geschichte des Vaterlandes ausübt. Es ist unfres Grachtens höchste Zeit, daß wir wieder wach, daß wir der Verblendung ledig werden, welcher wir während eines dieses nunmehr über anderthalb Jahrzehnte fortgesetzten Kultus des äußeren Scheins, der glänzendsten Feste und der bloßen Außerlichkeiten zum Opfer gefallen sind. Sonst erleben wir es noch, daß die Potemkinaden von den Schauspielhäusern auf das Gebiet der inneren oder äußeren Politik übergreifen und dort einen Schaden anrichten, der unabsehbar ist.“ Diese Sätze sind — es wird unglücklich klingen — einem bürgerlichen Blatte, den „Hamb. Nachr.“ entlehnt. Was dieses Blatt jedoch in einem lichten Augenblick erkannt hat: die händische Kriecherei der Presse vor den Herrschenden, die Vergiftung der öffentlichen Meinung durch feile Lohnschreiber und verzückte Anbeter des goldenen Kalbes, die Züchtung gesinnungsloser Currapatrioten anstatt selbstbewußter Staatsbürger — das alles wird tagtäglich von ihm selbst geübt, wird noch viel mehr geübt von der großen Menge jener bürgerlichen Klatschblätter, die in Deutschland größeres Unheil anrichten als irgend eine gefährliche Seuche. Es war

der Reichsgerichtsrat Otto Mittelstädt, der der bürgerlichen Presse, die erbarmungslos verpumpt sei, die sozialdemokratische Presse als leuchtendes Vorbild hinstellte. Wer heute noch die Wahrheit über die Dinge erfahren wolle, der sei auf die Zeitungen der Sozialdemokratie angewiesen. Genossen, seid deswegen eifrig bemüht, Abonnenten für Euer Parteiorgan, den „Lübecker Volksboten“, zu werben, das unbekümmert um alle Anfeindungen der Gegner zielbewußt die Interessen der werktätigen Bevölkerung vertritt.

Über einen Angriff auf Automobilisten wird aus Oldesloe berichtet: Als Sonntagabend ein Automobil auf der Fahrt von Lübeck nach Hamburg das Dorf Stubbenhörn passierte, wurde von rufloser Hand entweder ein Schuß auf das Gefährt abgegeben oder aber ein Stein nach demselben geworfen. Die Wirkung war, daß auf beiden Seiten des Autos je eine Scheibe zerrümmert wurde und die Insassen deselben durch Glasplitter im Gesicht, wenn auch nur unerheblich, verletzt wurden. — Dieses Attentat ist wieder ein Beweis für die „Beliebigkeit“, deren sich die Automobilisten in fast allen Kreisen erfreuen, die ohne Benzin ihren Weg machen müssen. Selbstverständlich kann man das Vorgehen des Attentäters nicht billigen.

Genickstarr? Dem „H. Fr.“ wird aus Lübeck gemeldet: Eine siebenköpfige Arbeiterfamilie ist hier wegen Verdachtes der Genickstarr im Krankenhause isoliert worden.

Die Frühstücksgabe an den Volksschulen beschloffen. In der letzten Stuttgarter Gemeinderatssitzung wurde debattelos und einstimmig beschlossen, die Abgabe eines warmen Frühstücks, aus 1/4 Liter Milch und einem Brot bestehend, vom 1. Oktober d. Js. an, an sämtlichen Volksschulen Stuttgarts einzuführen. Für rund 2000 Kinder ist die Frühstücksgabe gewünscht worden. Eltern, die es nicht unentgeltlich wünschen, zahlen die Selbstkosten, 7 1/2 Pf. pro Frühstück, 45 Pf. wöchentlich. Die Jahreskosten werden auf 41 000 Mark veranschlagt. In der Schule, wo die Frühstücksgabe veruchsweise eingeführt ist, hat man gute Erfahrungen gesammelt. — Solche Maßnahmen hält man in der Lübecker Bürgerschaft natürlich für unausführbar, wie alles, was etwa der ärmeren Bevölkerung zugute kommt.

Theatralisches. Das auch bei uns noch vom letzten Gastspiel in Hanja-Theater bestens bekannte Ensemble des Kölner Musiktheaters „Vossen-Theaters“ (Baum-Prang) gastiert seit zwei Monaten im Schiller-Theater in Hamburg und wird ab 1. August in Anbetracht der großen künstlerischen Erfolge (also einen dritten Monat) im Carl-Schulze-Theater dort gastieren. Ganz besonders Herr Dir. Prang erntet als rheinischer Komiker kolossale Triumphe und vollste Würdigung seiner brillanten Leistungen. Das Ensemble wird im September wieder im Hanja-Theater in Lübeck gastieren.

Stadthallen-Theater. Aus der Theaterkanzlei schreibt man uns: Donnerstag geht nochmals die am Dienstag mit so großem Erfolg aufgeführte Operette „Der Obersteiger“ in Szene. Am Freitag gelangt das Lustspiel „Der Weichenfresser“ von v. Moser zur Aufführung. Herr Max Demuth, welcher hier den „Weichenfresser“ spielt, wird gewiß auch einen großen Erfolg damit haben.

Wilhelm-Theater. Man schreibt uns: Der starke Beifall, der alle Aufführungen von „Kaffees“ bisher ausgezeichnete, veranlaßt die Direktion, das aufsehenerregende Stück am Donnerstag zu wiederholen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir der Komödie noch viele Wiederholungen voraussetzen. Am Freitag geht sorgfältig einstudiert Max Halbes Liebesdrama „Jugend“ in Szene.

r. Schwartau. Tanzmusik mit Keilerei. Am letzten Montag unternahm der hiesige Sängerbund einen Ausflug nach Daffow i. M. per Dampfer. Das Vergnügen soll ja zur Zufriedenheit aller Beteiligten ausgefallen sein, wenn nicht zuletzt noch ein arger Mißton dazwischen gekommen wäre. Infolge geringfügiger Differenzen gerieten zwei Schwager aneinander. Der Glaser W. bearbeitete seinen Schwager N. derartig mit einer Flasche, daß derselbe noch zwei Stunden nachdem ohne Besinnung war. Von der bürgerlichen Presse werden derartige Fälle entweder totgeschwiegen oder „humoristisch“ gefärbt, während man sonst, wenn einmal bei Arbeiterfesten etwas ähnliches passiert, spaltenlange Berichte darüber bringt. Erst neulich, bei einem Vergnügen des hiesigen Quartettvereins hat man sich auch zuletzt kurz vor Schluß ganz gehörig verhalten. Dies passiert meistens in den bis auf die Knochen patriotisch geimten bürgerlichen Vereinen. Wie wir hören, soll der schlagfertige Glaser W. heute bereits Abbitte geleistet haben. Ob hierdurch der arg zerschundene Kopf des N. wieder besser geworden ist, wissen wir nicht.

Hamburg. Zwei Opfer des Segelns. Am Sonntag morgen begaben sich zwei Gebrüder Hellberg, welche sich im Alter von 23 bzw. 20 Jahren befanden und bei ihren Eltern in Sferbrook wohnten, nach Wedel, um ein dort gekauftes Boot nach Docksanden zu bringen. Beide waren des Segelns unfähig, bestiegen aber dennoch das Boot und segelten elbaufwärts. Am 10 Uhr vormittags erfolgte die Abfahrt, doch haben die jungen Leute ihr Ziel nicht erreicht. Wahrscheinlich ist das Boot zwischen Schulan und Blankensee gekentert und die Insassen sind ertrunken. Ein Frau will gesehen haben, daß ein Boot gekentert ist und die Insassen unter das Segel gerieten. Zweifellos ist dieses Boot mit dem der Gebr. Hellberg identisch. Das Boot ist bereits geborgen, doch die Leichen hat man noch nicht aufgefunden. Der eine der Ertrunkenen war bei der Bahn in Plantenese angehalten und sollte am Sonntag nachmittag um 8 Uhr Dienst tun. Der jüngere war Schlosser. — Reeder-Logik. Am 13. Februar dieses Jahres wurden 95 Schauerleute der Amerika-Linie nach Cuxhaven beordert, um den Dampfer „Augusta Viktoria“ mit Kohlen zu versehen. Infolge Nebels traf das Schiff mit Verspätung ein, so daß die Schauerleute erst nach sieben Stunden an die Arbeit gehen konnten. Diese Wartezeit verlangten die Arbeiter mit 75 Pf. pro Stunde bezahlt, was die noble A.-L. ablehnte mit der Begründung, der Dampfer sei durch höhere Gewalt respektive elementare Ereignisse verhindert worden, rechtzeitig an der Arbeitsstelle zu erscheinen. Der Tarif sieht nämlich vor, daß gewisse Fälle — höhere Gewalt — von den Bestimmungen entbinden. Sonst muß, wenn innerhalb drei Stunden nach Ankunft der Arbeiter ohne deren Schuld nicht mit der Arbeit begonnen werden kann, die Stunde mit 75 Pfennig vergütet werden. Die Arbeiter verklagten die A.-L. beim Gewerbegericht auf Auszahlung von insgesamt 504 Mark. Sie machten geltend, daß eine Entbindung von den tariflichen Bestimmungen nur stattfinden dürfe, wenn Hindernisse durch höhere Gewalt oder durch „elementare Ereignisse“ auf der Arbeitsstätte vorlägen. Anderer Ansicht war das Gewerbegericht, das den Vorfall als ein elementares Ereignis im Sinne der qu. Tarifbestimmung ansah. Das Gericht hielt sich streng an den Wortlaut des Tarifs, in dem Worte „auf der Arbeitsstätte“ nicht enthalten sind. Gegen dieses Urteil legten die Kläger Berufung beim Landgericht Hamburg ein, dessen 6. Zivilkammer zu gunsten der Kläger entschied, indem es das Urteil der ersten Instanz aufhob und die Sache zur Verhandlung und Entscheidung über die Höhe des Anspruchs an das Gewerbegericht zurückverwies. Der klägerische Anspruch wird dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt. In den interessanten Urteilsgründen wird eingehend erörtert, was höhere Gewalt und elementare

Ereignisse im allgemeinen sind und was unter „elementares Ereignis im Sinne des Lohntarifs“ zu verstehen ist. Jedes von außen kommende Naturereignis, so wird unter anderem ausgeführt, das logisch unter den Begriff „höhere Gewalt“ fällt, könne nicht von den Verpflichtungen des Tarifs entbinden, weil die meisten Schiffsverspätungen durch Nebel, unsichtbares Wetter, Schneestürme, Regenböden usw. entstehen. Solche Ereignisse, die immer wieder eintreten, könnten nicht zu den Ausnahmefällen im Sinne des Tarifs gerechnet werden, weil sie in der Regel die Veranlassung sind, daß mit der Arbeit nicht rechtzeitig begonnen werden kann. Daher ist der Sinn des Tarifs nicht der, daß darunter auch Fälle solcher Art wie die erwähnten, die nicht zu den Seltenheiten gehören, zu rechnen sind, sondern nur solche Ereignisse, die ganz sporadisch, in seltenen Ausnahmefällen eintreten, wie der Untergang eines Schiffes, eine mit ersten Folgen verbundene Schiffskollision, das in Brand geraten eines Schiffes usw. Demnach sei das Eintreten des Nebels und des Schneesturms, die die Ankunft des Dampfers verzögert haben, nicht als ein elementares Ereignis im Sinne des Lohntarifs anzusehen.

Neumünster. Ein Stiefkind. Ein Knabe stieß seiner Stiefschwester, als sie gebückt bei ihrer Arbeit stand, ein Messer tief in den Rücken hinein, so daß eine mehrere Zentimeter lange Wunde entstand. Die Stiefmutter machte sich darauf, wie der Gen. Anz. mitteilt, über das unglückliche Kind her, schlug mit einer Kloppeitsche auf den entblößten Körper ihrer Stieftochter los und legte allem dadurch die Krone auf, daß sie die frische Stichwunde mit einem Leinwandgewebe bearbeitete. Das Kind flüchtete sich zu Verwandten. Leider konnte ihres Weibens dort nicht lange sein, da der Vater sie wieder abholte.

Bülow. Mehrere Eisenbahnunfälle ereigneten sich in Mecklenburg in den letzten Tagen. So wurde am Sonntagabend bei einem Übergang der Bahn bei Bülow das Ginpännerfuhrwerk des Landmannes Schwarz aus Grünhagen, auf dem sich außer dem Besitzer eine Frau Volkmann aus Ziebul mit ihren drei Kindern befanden, vom Zuge erfasst. Pferd und Wagen wurden zermalmt, der Frau ein Arm abgerissen und ein Kind erheblich verletzt. Am Montag nachmittag wurde auf der Strecke Bülow-Schwaaer, unweit des Dorfes Rastow, der mit zwei Pferden bespannte Wagen des Erbpächters Matthes aus Wiek vom Zuge erfasst und zerrümmert. Der Erbpächter erlitt erhebliche Verletzungen, eines der Pferde wurde getötet, das andere schwer verletzt. Auf dem Güterbahnhof in Neufriedrich wurde der Arbeiter Hacker beim Rangieren der Wagen von den Puffern zu Tode gequetscht.

Wisnar. Vier Personen ertrunken. In der Nähe des Gutes Kullsch wollten Dienstag nachmittag fünf Schnitter in einem Kahn über einen Teich fahren. Der Kahn kippte um und die Insassen stürzten ins Wasser. Vier ertranken, nur einer konnte sich retten.

Schwerin (Meckl.) Eisenbahners Ende. In Boizenburg wurde auf dem Bahnhof der Bahnwärter Möller aus Brahlstorf, als er den abfahrenden Zug bewachte, von dem Augenblick des Abfahrens zu Fall kam, überfahren. Der Tod trat sofort ein.

Flensburg. Der Abstinenztag kam am Sonntagabend zu Ende. Großes Interesse erregte allgemein der Vortrag des Landrichters Dr. Popert-Hamburg über das Thema: „Ein Schritt auf dem Wege zur Nacht“. Dr. Popert schlug vor, daß die Anhänger und Anhängerinnen des Frauenstimmrechts und die Abstinenten ein taktisches Bündnis eingehen müßten zur Verbindung der Abstinenzbewegung und der Bewegung für das Frauenstimmrecht. Dr. Popert schlug vor, das Gemeindeveto einzuführen. Bisher sei es den Gemeinden gestattet, den Alkoholverkauf und Handel an Antragsteller zu vergeben oder ihn zu untersagen. Das Gemeindeveto sei schon teils in Skandinavien, Finnland und Amerika eingeführt und bewähre sich dort, wo es eingeführt ist, in vorzüglicher, den Wohlstand hebenden Weise. Auf diesem Gebiete würden die politischen Rechte der Frauen wie überhaupt der weiblichen Bevölkerung mit der Forderung der Abstinenten sich wohl vereinigen lassen.

Wf auf Föhr. Einen reichen Fund machte hier ein Arbeiter — vielleicht! Er fand am Badestrand ein hunderttausend Mark in Banknoten und ein paar Millionen Mark. Die Banknoten wurden einstweilen dem englischen Konsul übergeben, der sie auf ihre Echtheit prüfen lassen wird. Das Fund wäre er selbst ein Vandal, ein paar Millionen verliert, ohne sich weiter darum zu kümmern, erscheint denn doch zu unwahrscheinlich.

Bremen. Erzwungener Streikbruch. Die Ferienstrafkammer II des Landgerichts Bremen verhandelte nach der „W.Z.“ gegen 13 Seeleute, welche sich wegen Vergehens gegen die Seemannsordnung zu verantworten hatten. Die Angeklagten, die als Peizer und Kohlenstecher in Bremerhaven für den Dampfer „Kronprinz Wilhelm“ angemustert hatten, wurden am 4. Juni d. J. vom Dampfer „Sachsen“, der als Kasernenschiff für Streikbrecher diente und auf dem sie vorläufig einquartiert waren, an Bord des „Kronprinz Wilhelm“ gebracht, um daselbst ihren Dienst anzutreten. Sämtliche Angeklagten weigerten sich aber vom ersten Tage ihres Eintreffens, auf dem Dampfer „Kronprinz Wilhelm“ den Dienst aufzunehmen, obwohl sie wiederholt von ihren Vorgesetzten dazu aufgefordert wurden. Sie beharrten auch dabei, als sie vom Kapitän, und zwar in Gegenwart eines Konsuls, auf die gesetzlichen Folgen ihrer Handlungsweise aufmerksam gemacht wurden. Die Angeklagten führen zu ihrer Entschuldigung an, daß sie, von dem bestehenden Seemannsstreik nichts gewußt hätten, von den älteren Mannschaften zum Teil mißhandelt (?) und zum Teil auch mit Mißhandlungen bedroht (?) seien. Da sie sich nur für ehrliche Arbeit verpflichtet hätten, hielten sie sich zur Aufnahme der Arbeit nicht für verpflichtet. Die Angeklagten werden wegen Vergehens gegen § 101 der Seemannsordnung zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat verurteilt. Die erkannte Strafe wird durch die erlittene Unteruchungshaft als verbüßt angenommen und die Freilassung der Angeklagten verfügt. — Also weil die Angeklagten so viel Ehrgefühl besaßen, sich nicht als Streikbrecher hergeben zu wollen, werden sie bestraft. Wer mag aber wohl die Leute mißhandelt und mit Mißhandlungen bedroht haben, als sie sich in abgeschlossener Obhut des Lloyd befanden? Das sind doch keine streikenden Seeleute gewesen, denn solche kamen nicht an Bord der Schiffe. Wer aber sonst mag unter der „älteren Mannschaft“ zu verstehen sein? Waren es etwa britische „Price-fighters“ oder „Bullies“, wie sie auch bei der Hamburger Hafenausperrung unter die Arbeitswilligen verteilt waren, um diesen etwaige Renitenz und Flüchtigkeitsauszuprüngen? Der Sache müßte nachgegangen werden.

Amrum. Gestrandeter Dampfer. Infolge Sturmes in der Nordsee ist unweit Amrum ein englischer Dampfer gestrandet. Ein Hilfsdampfer von Cuxhaven ist in See gegangen.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwig; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stellung. Verleger: Th. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

Gewerkschafts-Fest.

Komitee-Sitzung

Donnerstag, den 1. August,

abends 8 1/2 Uhr

Im Vereinshaus, Johannisstraße 50-52.

Zu dieser Sitzung werden sämtliche Hilfskomiteemitglieder, Ordner und Zapfstellenverwalter hiermit eingeladen.

Durch Zufall billig zu vermieten ein gut möbliertes Zimmer mit voller Pension für 2 junge Leute Königstraße 36, 11.

Eine Gangwohnung zu verm. Marlesgrube 39.

Gesucht eine Waschfrau

Warendorferstraße 70, I.

Eine Fuhrer ganze und halbe Mauersteine sind zu verschicken

Dornstraße 8.

Mußbaum-Vertikowas zu verkaufen. Große Auswahl. Billige Preise.

Obertrave 17.

Zu verkaufen: 2 Jahrgänge Gartenlaube (1908 und 1906) und ein paar Jünglingsstiegeletten

Steinraderweg 7c.

Allen voran

in Preiswürdigkeit und Haltbarkeit sind die **Arbeitsgarderoben** aus Lübeck's ältestem Spezialgeschäft von **Louis Levy** Ecke Marlesgrube gefertigt. Lederhosen 2.10 3.50 4.50 6. 7.50 braune 2.20 3.50 4.50 " 10 blaue Pilotenhosen 1.95 2.50 3.50 " 6.50 Mauerhosen 2.50 3.75 4.50 " 8.50 Manchesterhosen 3.50 4.50 5.75 " 10 Zwirnosen 1.50 2.20 3. — " 4.50

Spezialität: Hamburger Schnitt-hosen f. Mauer, Schlosser, Zimmerer

Sämtliche Bandweiten in Hosen vorrätig! — Blauleinen Hosen und Jacken 1.10 bis 2.50 Mk. Blau und weiß gestreifte Kragen und Lein. Hemden, Maler-Jacken und -Hosen von 1.90 Mk. an. Maler-Kittel von 2.30 Mk. an.

Rote Rabattmarken!

E. BOY, Fischhandlung
Hüxstr. 30. Telefon 115.

Lebend frische Seezische.

Donnerstag morgen große Vollen frische Seezische Marktstraße 46; Lebend frischer Seelachs, Wfd. nur 10 Pfg., große Hamburg. Schollen, Wfd. nur 40 Pfg., Holzungen, Stück 5 Pfg., Fischcarbonade, fertig z. Braten, Wfd. 40 Pfg., dickfleischige Goldbutt billigt.

Jeden Montag und Donnerstag von 5 Uhr:

Eimerbier

aus der Brauerei von Ernst Schnür.

Julius Kielholz

Drögestr. 9, Ecke Warendorferstr.

Achtung! Kein Ziegenfleisch!

Prima Sammelfleisch, Wfd. 60 Pfg. 48b Königstraße 48b.

Heinr. Tesenfitz

Lübeck

II Breitestr. II

neben der Hansabäckerei

empfiehlt

zu

nachstehenden

billigsten

Preisen:

gestopfte Kissen	von 0,50 Mk. an	Kaffeebeutel m. Ring 2 St.	0,25 Mk. an
en. Kissenbezüge	" 0,75 " "	" ohne "	2 " 0,15 " "
genähte Bettbezüge	" 2,75 " "	Schinkenbeutel	von 0,45 " "
teppdecken	" 4,50 " "	Staubtücher	" 0,10 " "
ohnertücher	" 0,60 " "	Vortücher	" 0,10 " "
astbeutel	" 0,40 " "	Wischtücher	" 0,25 " "
cheuertücher	" 0,10 " "	Seifentücher 2 St.	" 0,15 " "

Bettfedern und Daunen von 60 Pfg. bis 6,00 Mk. pro Pfd.

Trotz der billigen Preise Rote Marken.

Man abonniert jederzeit auf das schönste und billigste Familien-Witzblatt



Meggendorfer-Blätter

München 2 Zeitschrift für Humor und Kunst
2 Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.—

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theatinerstr. 41

Kein Besucher der Stadt München

sollte es veräumen, die in den Räumen der Redaktion, Theatinerstraße 41 III befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.

Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Achtung Arbeiter-Gesangsvereine!

Am Freitag, den 2. August:

Gesangsprobe zum Gewerkschaftsfest

abends 9 Uhr präzise im Vereinshaus.

S. Sachs

Hüxstraße 41.

Auf Kredit

Möbel 1
Abz. Mk.

Anzüge 1
Abz. Mk.

Betten 1
Abz. Mk.

Blusen 1
Abz. Mk.

Röcke 1
Abz. Mk.

Jacketts 1
Abz. Mk.

Grösstes und ältestes Kredit-Haus

S. Sachs, Hüxstrasse 41.

Alle Kunden ohne Anzahlung.

Allerfeinst Tafelbutter

per Pfd. Mk. 1.20 empfiehlt

Zentral-Molkerei Rostock

Verkaufsstellen: Breitstraße 11, Moissinger Allee 2.

Empfehle in bester Qualität

Flohm

aus eigener Schlachtung,
das Pfund 65 Pfg.

Speck

prima kernige Ware
das Pfund 80 Pfg.

Thüringer Würst- u. Fleischkonservenfabrik.

August Scheere.

Detail-Geschäfte:

Holstenstraße 19, Breitstraße 44.

Mühlenstraße 20, Geversstraße 13.

Carl Folkers

Möbel-Magazin

25 Marlesgrube 25.

Vollständige Wohnungseinrichtungen.

Selbstgefertigte Arbeiten.

Größte Auswahl.

Billigste Preise.

Weitgehendste Garantie.

Zimmer-Einrichtungen stets vorrätig.

Lieferung frei Haus

auf eigenem Möbelwagen.

Bei Barzahlung Rabatt.

Zahlung gestattet.

Gebe rote Lubeca-Marken.

5 Pfg. zahl für Hausstandslumpen

sowie für Eisen u. Metalle die höchsten

Preise. Postkarte genügt.

Karl Kleinfeld, Wattenhofstraße 25.

Schlutup.

Achtung Maurer!

Verammlung

aller im Bezirk Schlutup und Hochhofen-

wert beschäftigten Kollegen

am Freitag, den 2. August,

abends 7 Uhr

im Lokale der Bw. Carlson

in Schlutup.

Tages-Ordnung:

Vortrag des Leiters Koll. H. Mützel.

Um zahlreiches Erscheinen erucht

Der Vorstand.



Arbeiter-
Radfahrer-
Verein
LÜBECK.

Der Sammlung

am Donnerstag, 1. August,

abends 8 1/2 Uhr

Im Vereinshaus, Johannisstraße 48-52.

Der Vorstand.

Hohenstiege.

Sonntag, den 4. August:

Großes Ferkel = Verschießen

wozu freundlichst einladet

Anfang 4 Uhr. L. N. Jürgensen.

Stadthallen-Theater.

Direktion: Ludwig Piorkowski.

Donnerstag, 8 Uhr. 46. Abonn.-Vorstell.

Der Obersteiger.

Operette in 3 Akten von Zeller.

Freitag, 8 Uhr. 46. Abonn.-Vorstellung.

Der Veilchenfresser.

Wilhelm-Theater.

Donnerstag, 8 Uhr. 64. Abonn.-Vorstellung.

Sensationellste Neuheit der Gegenwart.

In Berlin, Paris und London täglich zur

Aufführung gebracht!

Raffles,

der Amateur-Einbrecher.

Freitag: Max Halbe's Jugend.

Unpersönliche freudlose Arbeit.

Den Arbeiter treibt die Hungerpeitsche in irgendeinen Beruf hinein, der Bourgeois wählt in dieser Welt sozialer Schichtungen meist eine Stellung, für die er individuell keine besondere Neigung hat, die ihm aber eine sogenannte standesgemäße Existenz gewährt. Der persönliche Inhalt ist der körperlichen Arbeit meist genommen. In dem Arbeitszeugnis des früheren Handwerksmeisters lebte ein Stück von dessen Persönlichkeit. Ein Gedanke, ein Einfall besetzte das Arbeitsprodukt. Die schaffende Hand verkörperte sich in dem Erzeugnis.

Von einer rechten innerlichen Freude an seiner Berufstätigkeit kann der moderne körperliche und geistige Arbeiter noch in den seltensten Fällen reden. Die Hymnen, die unsere Goldschreiber des Kapitalismus auf die heutige freie Berufswahl singen, sind in ihrem innersten Kerne verlogen.

Die inhaltsarme, freudlose Seite unserer heutigen Berufstätigkeit schildert lebensvoll Dr. E. v. Mayer in seinem Schriftchen: *Der Dienst des Goldes*.

„Und nun das Räderwerk unseres sozialen Lebens?! Es stellt den Menschen an die Kurbel, an die er nicht gehört, und setzt ihn an den grünen Tisch, der nicht der seine ist. Es preßt den Menschen im Berufe, ohne die innere Berufung zu prüfen — du lieber Himmel! solche mechanische Arbeit kann ja jeder leisten! Wirklich? Der Mensch als Schreib-, Rechen-, oder Dampfmaschine — es ist fürwahr zuviel des Ehrgeizes. Unsere Gefittung steckt den Menschen in entfremdende Kleidung, sie überlastet ihn mit Mißbehagen, Krankheit und Brotsorgen. Der Mensch muß hier untergehen. Aber der Mensch kann nicht untergehen, er kann bloß langsam vergiftet werden. Der allmähliche Niedergang wird immer erst an der folgenden Generation sichtbar. Dann klagt die alte Generation, die so ernst und freudlos gearbeitet und sich überarbeitet, seelisch gehungert und sich ausgelobt hat, wie verwöhnt, blaßiert, nervös die junge wäre. Wenn es zu spät ist, zeigt sich das Gift.

Verwöhnt, blaßiert, nervös — das ist: voll sozialer Bedürfnisse, ohne Fähigkeit zur Freude, verarmt an lebendiger Kraft — ohnmächtig zu eigener Lebensgestaltung, immer stumpfer, gleichgültiger und daher starker Reizmittel bedürftig, immer fester in die Drehmühle des Erwerbes eingespannt — oder aber überhaupt zu jeder Tätigkeit unfähig. Sklaven der Öffentlichkeit, des Luxus, der Arbeit, des Geldes, des Staates — Herdentier.

Der Mensch hat so gut seinen Lufthunger, wie Brot- und Sauerstoffhunger. Das Lustbedürfnis wird durch persönliche Lebensgestaltung unmittelbar gedeckt. Wird die Tätigkeit entpersönlicht, so bleibt die Freude aus. Da muß sie der Mensch extra suchen. Nicht nur die Matrosen verschleuderten nach langer Seefahrt an einem Abend an Land ihren ganzen Verdienst — auf diesen Ausweg zielt unser ganzes Dasein. Den Ersatz für Freude bilden die Reizmittel, die so ungeheuer überhand genommen haben. Es ist kindisch, über Absinth, Alkohol, Ether, Tabak, Gewürze, Kaffee, Tee und Fleischnahrung, über große Zerstreungen, Wetten, Hazard, Prostitution zu klagen und dagegen als Heilmittel die Arbeit zu empfehlen. Die Arbeit, sie ist die Mutter aller dieser

*) Dr. Eduard v. Mayer: *Der Dienst des Goldes*. Wie werde ich reich? Lebenswerte. Illustrierte Essays für reife Menschen, herausgegeben von Elfar von Kupffer und Dr. Eduard v. Mayer. Verlegt von Hermann Costenoble, Jena, 1907.

Saturnalien und Surrogatfreunden. Erhebt die Arbeit durch persönliche Freude zur Tätigkeit, und nach Geschlechtern werdet ihr die Menschen von diesen Reizmitteln befreit haben. Denn fürwahr, es sind schreckliche Sklavenhalter, kostspielige, immer gierigere und blutsaugerischere Dämonen. Sie führen den Menschen immer tiefer in die Sklaverei des Geldes und der Masse hinein. Sie sind geradezu Schrittmacher der Entpersönlichung.

Im Zeitalter der automatischen Maschinen Persönlichkeit wieder der körperlichen Arbeit einzuhauchen, das scheint uns der Traum eines Dichters zu sein. Befreiung der Massen von langer, ermüdender Fron, so ist die Lösung des Arbeitsproblems für den modernen Proletarier gestellt. Die mechanische Arbeit — dem eisernen Sklaven Maschine, freie Muße — dem Arbeiter zu körperlich und geistig erfreuender Tätigkeit!

Soziales und Parteileben.

Der Kampf im Berliner Baugewerbe. Die Herren Bauunternehmer machten sich in der jüngsten Zeit vor der Öffentlichkeit recht breit. In der Presse und an den Anschlagtafeln schrien sie laut, daß sie einig seien und genügend Arbeitswillige hätten, um ihren kontraktlichen Verpflichtungen bis zum 1. Oktober zu genügen. Recht sarkastisch wies in einer Generalversammlung des Zentralverbandes der Maurer Silberstein demgegenüber auf die ungeheuren Anstrengungen hin, Streikbrecher zu gewinnen. Einige Duzend Agenten sind in U. S. L. tätig, vor allem ein gewisser Hedrich in Eiterich-Ingard, der jüngst erst in Mähren 400 Maurer aufgetrieben hatte, die aber durch entsprechende Maßnahmen der Organisationsleitung den Unternehmern wieder abwendig gemacht wurden; andere 400 wurden noch abgefangen und unschädlich gemacht, die in den Provinzen angeworben waren. Der neueste Schachzug, über 300 Firmen aufmarschieren zu lassen, die auf keinen Fall die Forderungen der Arbeiter anerkennen würden, entpuppte sich immer mehr als eine gräßliche Täuschung der Öffentlichkeit. Es hat sich herausgestellt, daß allein schon zwei Duzend Firmen darunter sind, die den neuen Tarif schriftlich anerkannten, ferner vier Firmen, die ihre Unterschrift anboten, von der Organisationsleitung aber aus bestimmten Gründen abgewiesen wurden. Eine große Anzahl hat gegenwärtig überhaupt keine Arbeit und ihre Stellungnahme ist ohne alle Bedeutung. Von zwei unterzeichneten Firmen wurde der Streikvertrag mitgeteilt, daß sie eine Erklärung des Verbandes der Baugeschäfte nicht unterschrieben hätten. Ein Mitglied des Verbandes bezeichnete das Ganze als eine plumpe Mache. Man habe am Schluß einer Versammlung in Eile eine Resolution verfaßt und die aufgestellte Liste der anwesenden Firmen darunter gesetzt. So nur erklärt sich, daß viele Firmen von einer geleisteten Unterschrift gar nichts wissen. Auf zwei Bauten, die Firmen gehörten, die die Erklärung unterschrieben haben sollten, hatten die Maurer kurz entschlossen die Arbeit niedergelegt, und nun zeigte sich, daß jene Firmen gar nicht wußten, daß ihre Namen an allen Anschlagtafeln als die von Verbandstreuen Mitgliedern prangen. Das ist der Terrorismus in Glacéhandschuhen der Arbeitgeber. — Von den 563 Mitgliedern des Verbandes der Baugeschäfte haben 101 oder 18 Proz. den Tarif anerkannt.

Die Lohnbewegung der Landeshuter Textilarbeiter, die am 13. Juli zu der Auszerrung von 2500 Mann führte, ist nach der „Schlesischen Zeitung“ am Sonnabend unter Vermittlung des Bürgermeisters in einer gemeinsamen Versammlung der Arbeitgeber und Arbeitervertreter beigelegt worden. Die Arbeit soll am nächsten Mittwoch wieder aufgenommen werden.

Noch keine Rente für die abgehackte Hand! In dem Prozeß des Arbeiters Bielowald, dem bekanntlich bei den vorjährigen Straßentumulten in Breslau von einem

sich immer noch feig verkrüchelnden Polzisten die Hand glatt abgehauen wurde, hat die in zwei Instanzen, vom Landgericht und Oberlandesgericht, auf Grund des Tumultgesetzes zur Zahlung einer Rente verurteilte Stadtgemeinde Breslau Revision beim Reichsgericht eingelegt. Der Revisionstermin ist auf den 17. Dezember angesetzt worden. Der durch einen preussischen Gesehshüter zum Krüppel Gemachte kommt demnach — falls er Glück beim Reichsgericht hat — erst jahrelang nach der Verklammerung in den sicheren Besitz einer schmalen Rente.

Der Gewerkschaftskongreß in Köln hat die Gewerkschaftsmitglieder verpflichtet, ihre gewerblich tätigen Frauen und Töchter der für den betr. Beruf bestehenden gewerkschaftlichen Organisationen zuzuführen. Die wirtschaftliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß heute viele Tausende von Arbeiterwittwen im Handelsgewerbe, in Warenhäusern usw. als Verkäuferinnen und Kontoristinnen tätig sind. Leider gehören nur wenige der Organisation an und es bleibt zur Durchführung des oben angeführten Kongreßbeschlusses noch viel zu tun übrig, obwohl die gewerkschaftliche Organisation im Handelsgewerbe gerade so notwendig ist wie irgend wo anders. Das gilt auch für die als Handlungsgehilfen tätigen Söhne der organisierten Arbeiter. Auch hiervon sind verhältnismäßig wenige Mitglieder ihrer Gewerkschaft. Die meisten stehen den Berufsfragen gleichgültig gegenüber oder sie gehören gar den bürgerlichen, arbeiterefeindlichen Harmonievereinen an, die im letzten Wahlkampf als Kerntuppen des Reichslügenverbandes eine so traurige Rolle gespielt haben. Diese Harmonievereine pflegen den Standesbünkel, und ihre Agitation läuft darauf hinaus, das Arbeiterkind der Denkwaise seiner Familie zu entfremden, bis es anfängt, sich seiner Herkunft zu schämen. Würde deshalb kein Arbeiter verkommen, seine im Handel tätigen Familienangehörigen auf die Notwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisation hinzuweisen. Die einzige, der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands und den Gewerkschaftskartellen angeschlossene Organisation für Handlungsgehilfen ist der Zentralverband der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen Deutschlands (Sg. Hamburg). Das Hauptbüro befindet sich in Hamburg, S. Weisenbinderhof 57. Von dort sind Eintrittsbescheinigungen und Probeummern des Fachorgans „Handlungsgehilfen-Blatt“ gratis zu beziehen.

Ein kantonklisterner Amtsvorsteher. In Hagen (Kreis Randow) feierte am Sonntag unsere junge Parteiorganisation ihr erstes Fest. Als daselbst „vorschriftsmäßig“ angemeldet wurde, stellte der zuständige Amtsvorsteher in Falkenwalde, Herr Wiedehold, an unsere Genossen das eigentümliche Ersuchen: 100 Mark Kautions zu hinterlegen für den Fall, „daß etwas passierte.“ Wie mitgeteilt wird, haben die Genossen das schließlich auch getan, weil die am Orte befindlichen Gewerkschaften bisher ebenfalls diesem selbstfamen Verlangen entsprochen haben! Auf welche Vorschrift sich der Herr Amtsvorsteher stützt, ist natürlich sein Geheimnis. Sehr merkwürdig aber berührt das Verlangen des Herrn, wenn man hört, daß Krieger- und ähnliche Vereine niemals derartig belästigt werden! Das Vorkommnis ist eine drastische Illustration für die Mannigfaltigkeit der Schikanen, denen unsere Bewegung und unsere Genossen ausgesetzt sind.

Kann ein gläubiger Christ Sozialdemokrat sein? Diese Frage beantwortete jüngst in einer Grabrede bei der Beerdigung eines Jungstädter Genossen der Herr Stadtpfarrer von St. Moritz in Jungelstadt etwa wie folgt:

„Ich sehe hier rote Schleifen an den Kränzen und ich habe in der Zeitung gelesen, daß der Verstorbene der sozialdemokratischen Partei angehört hat und ein tüchtiger Genosse gewesen ist. Es wäre falsch, wollten wir deswegen über den Verstorbenen den Stab brechen, denn die Sozialdemokratie hat auch ihr Gutes, und die Existenzberechtigung kann man ihr nicht absprechen. Der Verstorbene hat frühzeitig seinen Vater verloren. Als junger Burche ging der Verstorbene in die Fremde, und

Der Übel größtes ist die Schuld!

Roman von Friedrich Thieme.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Von allen möglichem. Ich war Steward auf einem Schiffe, dann arbeitete ich kurze Zeit in meinem Berufe, aber da war nicht viel los — ich war dann Fabrikarbeiter, Kellner, Straßenfeger, dann wieder Kellner — dabei bin ich geblieben, bis ich Geld genug zusammen hatte, um wieder nach Deutschland zurückkehren zu können. Da drüben gefiel es mir nicht auf die Dauer.

„Und dann kamen Sie zu mir?“

„Ich war vorher in einem Restaurant in Loschwitz. Es ist meine Gegend dort“, brach Farnkoff kurz ab, indem er mit seiner Gläserlast abtrotzte. Selbstverständlich waren seine Bekenntnisse weit davon entfernt, vollständig zu sein. Er verschwieg weißlich, daß er sein Geschäft durch Leichtsin und Verschwendung ruiniert und daß er sich „über dem großen Wasser“ nur deshalb nicht auf die Dauer behaglich gefühlt hatte, weil der Staatsanwalt von Philadelphia sich eines Tages von einer unstillbaren Sehnsucht nach seiner Person ergriffen fühlte, eine Manie, die mit dem Verkauf unechter, aber für echt ausgegebener Brillanten zusammenhing, an dem beteiligt zu sein seine Feinde ihn beschuldigten. Wozu auch zu offenerzig sein? Wer weise zu schweigen versteht, bemerkt kein Ansehen — das traf bei dem Ex-Gauner noch mehr zu als vielen anderen Leuten.

Am anderen Morgen kam Schodler infolge eines Zufalls auf das Gespräch vom vorigen Tag zurück. Er zählte Geld für eine Postanweisung ab, 200 Mark in Zwanzigmarkstücken. Farnkoff sah ihm dabei zu.

„So einen Goldfuchs haben Sie wohl noch nicht versucht, zu fabrizieren?“ scherzte der Wirt.

Der Kellner verneinte grinsend. „Dazu fehlte uns das Beste, das Modell.“

„Glaub ich — wär aber nicht übel, eine Fabrik von Zehn- und Zwanzigmarkstücken, was?“

„Die enträglichste von der Welt“, gab der Kellner zu. „Schade, daß der Erwerbszweig nicht freigegeben ist.“

„Wah, dann etablieren Sie sich heimlich.“

„Hier an der Grenze wäre kein schlechter Platz dazu“, betraugte Farnkoff.

„Stimmt — ist aber nicht so leicht, diese Art Fabrikation“, fuhr der Gastwirt lachend fort. „Das muß ganz

feine Arbeit sein — ein Falter ist eine Spielerei dagegen, den guckt niemand so genau an. Aber ein Goldstück —

„Ich gehe jede Wette ein, daß ich es fertig kriegte, Sie selber anzuführen.“

„Mit einem Produkt eigener Arbeit?“

„Gewiß.“

„Na na.“

Damit brach Schodler das Gespräch ab. In Gedanken jedoch spann er es weiter. Die Behauptung Farnkoffs, es sei ihm ein Leichtes, Goldstücke herzustellen, die jedermann für echt nehmen würde, ließ ihn nicht wieder los. Erst beschäftigte ihn die Idee nur als ein angenehmes Spiel der Gedanken, er malte sich im Geiste eine geheimnisvolle Werkstatt im Keller des oberhalb der Schenke im Walde liegenden, zur Aufbewahrung von Wirtschaftsgütern dienenden Schuppens aus, das in der Stille der Nacht geschmolzene Metall floß glühend vor seinen Augen; seine Hand wühlte in bis zum Rand mit Goldstücken gefüllten Kästen und der helle verlockende Klang ertönte lieblich in seinen Ohren. Und immer mehr gewann die Versuchung Macht über ihn, er begann, der Möglichkeit nachzuspüren, ob sich der verführerische Traum nicht verwirklichen lasse. Dann entwarf er bei sich den Plan und begann, Farnkoff auszuforschen, um zu ergründen, ob er ein brauchbares Werkzeug an demselben finden werde.

Für diesen geriebenen Gauner genügten die ersten hingeworfenen Worte. Die beiden edlen Seelen verstanden sich gleich — erst taten sie, als scherzten sie miteinander, in einer vertrauten Stunde aber reichten sie sich die Hand zum verbrecherischen Bunde. Farnkoff gab an, was alles zur Stabilisierung nötig sei, Schodler sorgte für das nötige Kapital und reiste nach Berlin, um dort heimlich die notwendigen Maschinen anzuschaffen. Den Keller hatte der Gastwirt bereits in seinen Träumen zur Werkstatt ausersehen, in Gemeinschaft richteten beide ihn für ihren Bedarf ein und verhängten den Zu- und Ausgang durch geschickte Manipulationen.

Die größte Schwierigkeit bestand in der Akquisition von brauchbaren Hilfskräften. Schodler kannte jedoch seine Mitbürger und die Bewohner der Umgegend zu gut, um an dem Versuche zu verzweifeln, und es gelang ihm auch, nicht sowohl Gehilfen für den technischen Betrieb, als auch Agenten und Vermittler in weiteren Kreisen zu gewinnen. Die Arbeit begann und bald war das Geschäft im schönsten Schwung — Schodler jubelte innerlich, ihm gehörte als

dem Kapitalisten der Löwenanteil und in August Farnkoff glaubte er einen gehorsamen Diener gefunden zu haben, der sich völlig seiner Autorität unterordnete.

Rasch genug sollte er aus diesem Irrtum erwachen. Farnkoffs Benehmen ward immer dreister, vertraulicher. Als der Wirt ihn schließlich in seine Schranken zurückzuweisen versuchte, mußte er sich mit zynischem Lächeln lassen, daß er in des Sprechers Hand sei.

„Nicht mehr als Sie in der meinen“, antwortete Schodler.

Der Kellner schüttelte spöttisch den Kopf.

„Was habe ich zu verlieren?“ fragte er froh, „und was Sie? Denken Sie doch nach.“

Zum ersten Male empfand da der habgierige Heuchler, daß er wohl den dümmsten Streich seines Lebens gemacht habe, aber die goldene Ernte, die er hielt, beruhigte ihn wieder.

Am diese Zeit war es, daß Farnkoff der Tochter seines Chefs, gegen die er sich bis dahin als respektvoller Untergebener benommen, Aufmerksamkeit zu beweisen und Güdigungen darzubringen begann. Schodler war außer sich, er erklärte ihm, Gertrud sei bereits jogut wie verlobt, er möge sich das aus dem Sinn schlagen, lieber wollte er das Kompagniegeschäft lösen.

„Wenn ich es aber nicht lösen will?“ versetzte Farnkoff kalt.

„Sie?“

„Nun ja — wer hat denn verführt, ich oder Sie? Sie haben mich auf den Weg des Verbrechens gelockt — ich habe Freiheit und Ehre für Sie geopfert. Dafür will ich meinen Lohn haben. Wenn ich gut genug bin, Ihr Geld zu verdienen, so bin ich auch gut genug, Ihr Schwiegerjohn zu werden.“

„Niemals!“

Der Ex-Graveur zuckte höhnend die Achseln.

„Erregen Sie sich nicht“, mahnte er gleichmütig. „Überlegen Sie sich alles in Ruhe — und ziehen Sie in Erwägung, wer von uns etwas zu verlieren hat. Ich liebe Gertrud, und wenn sie nicht mein wird, so bin ich imstande — Sie verstehen mich.“

„Sie werden sich nicht selber ins Zuchthaus liefern?“

„So dumme werde ich allerdings nicht sein — aber wer hindert mich, mich erst in Sicherheit zu bringen und dann der Behörde brieflich mein Herz auszusprechen? Begrüßen Sie das nicht, mein würdiger Kompagnon?“

Wer wollte ihm übernehmen, daß er sich einer Partei anschloß, die für bessere Arbeitsbedingungen kämpft. Wir haben viele Wohlfahrtsrichtungen, die wir dem Andrängen der Sozialdemokratie zu verdanken haben. Ich bin kein Feind der Sozialdemokratie. Aber ich kann es nicht verstehen, warum manche Sozialdemokraten die Kirche bekämpfen. Ich kann in der Kirchengeschichte nachschlagen wie ich will, ich finde nirgends Anhaltspunkte, daß die Kirche den Arbeitern feindselig gegenüber gestanden hat. Im Gegenteil war es die Kirche, die für die Aufhebung der Sklaverei eintrat. Es schmerzt mich tief, wenn ein Tischler, Schlosser oder Spenglergehilfe an mir vorübergeht, ohne mich zu grüßen. Nicht für meine Person beanspruche ich den Gruß, sondern den Priester soll der Christ in mir sehen. Es freut mich viel mehr, von einem Arbeiter begrüßt zu werden, als von einem Bürgerlichen. In meiner 35-jährigen Amtstätigkeit als Seelsorger haben viele Handwerksburschen an meinem Pfarrhofe angeknöpft und keiner ist unbeschenkt hinweggegangen. Die Sozialdemokratie tut unrecht, wenn sie die Kirche bekämpft. Wir wollen aber hoffen, daß der Verstorbene das Gute bei der Sozialdemokratie gesucht und auch gefunden hat. Ich bitte Sie, bleiben Sie der Kirche treu. Sie können ganz gut Christen und trotzdem gute Sozialdemokraten sein."

Vielleicht meint es dieser katholische Pfarrer ernst mit seiner Sache. Wie unrecht er jedoch mit der Behauptung hat, daß die Kirche den Arbeitern nicht feindselig gesinnt sei, davon kann er sich durch tägliche Beispiele in der Arbeiterpresse überzeugen. Schon die Stellung des Papstes zum Achtstundentage zeigt, wie der Hase läuft. Und jeder Tag bringt neue Beweise für die erbitterte Feindschaft der Kirche gegen die Arbeiterbewegung.

Die Frankfurter Stimmentausch-Affäre, die von der „Frankf. Ztg.“ als „sozialdemokratischer Wahlschwindel“ bezeichnet und von Bülow im Reichstag als Beweis für die angeblich verlogene Kampfweise der Sozialdemokratie benutzt worden war, beschäftigte am Freitag auch das Schöffengericht in Augsburg. Der offizielle Vertreter unseres Frankfurter Wahlkomitees, Parteisekretär Dittmann, hatte Privatklage angestrengt gegen den Redakteur Bleicher von der „Wacht“, dem süddeutschen Organ der „Frankf. Volksstimme“. Bleicher hatte die Beleidigungen der „Frankf. Ztg.“ nachgedruckt und von der Verurteilung des Blattes später so wenig Notiz genommen, wie von dem Widerruf Bülow's im Reichstage! Das Schöffengericht in Augsburg verurteilte ihn am Freitag zu 30 Mk. Geldstrafe, Tragung sämtlicher Kosten, auch derjenigen, die dem Genossen Dittmann aus der persönlichen Wahrnehmung des Termins erwachsen sind, sowie zur Publikation des Urteils in der „Wacht“. Da in Augsburg bei Pressebeleidigungen gegen Parteigenossen oft auf nur 10 bis 20 Mark Geldstrafe erkannt worden ist, erscheint das Urteil höher, als es auf den ersten Blick sich darstellt.

Strafstoße der Arbeiterbewegung. Gegen in der modernen Arbeiterbewegung tätige Genossen wurden von deutschen Gerichten an Strafen erkannt: Im Monat Mai: 2 Jahre, 1 Monat, 1 Woche, 4 Tage Gefängnis und 4243 Mk. Geldstrafe. Im Monat Juni: 7 Jahre, 11 Monate 4 Tage Gefängnis und 2844 Mk. Geldstrafe.

Aus dem Gerichtssaal.

Rekrutenmishandlung. Das Kriegsgericht der vierten Division in Hohenalza beschäftigte sich wiederum mit einer Anklage wegen Soldatenmishandlung. Der Kanonier Dieffenz von der zweiten Batterie des 53. Feldartillerieregiments hatte sich wegen gefährlicher Körperverletzung zu verantworten. Es wurde ihm zur Last gelegt, am 6. Juli d. J. ohne jeden Grund beim Stalldienst den Rekruten Lange von seiner Batterie mit einem eisernen Striegel auf den Kopf geschlagen zu haben. Infolge dieser Verletzung lag Lange elf Tage krank im Lazarett. Der Gerichtshof ging über den Antrag des Anklagevertreters hinaus und verurteilte den Angeklagten zu zwei Monaten vierzehn Tage Gefängnis.

Zwei Monate Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung erkannte die Strafkammer in Eisenach gegen den Bohrmüller Hopf aus Dippach. Hopf hing im angetrunkenen Zustand am Bierische mit Politisieren an und erklärte schließlich, daß er Sozialdemokrat sei. Seinen Begehren ärgerte dies und da Hopf schließlich auch noch in seinem Duse! auf den deutschen Kaiser geschimpft haben soll, fühlte

Schodler eintrichte in sich hinein, aber er mußte sich fügen. Unsere Schwächen sind mächtige Waffen in der Hand dessen, der sie zu benutzen versteht — nur wer recht tut, braucht niemand zu scheuen; das gute Gewissen verleiht Sicherheit und Mut!

Seidern begünstigte er — zu seinem eigenen Ingrimm — die Werbung des Glenden, sein unschuldiges Kind opferte er mit schwerem Herzen dem Moloch der Schuld! Wie bemitleidete er sie, die ihrem Felix in inniger Liebe zugetan war, wie schämte er sich vor der Welt eines Schwiegersohnes, wie dieser Harnstoff — obgleich er sich selbstmitleidig nicht geschämt, ihn zum Genossen seines Verbrechens zu machen — aber was half alle Reue, Freiheit, Ehre, Vermögen standen auf dem Spiele — lieber das Glück des Kindes vernichtet als ins Zuchthaus!

„Ja, ja, der Kleine Finger“, murmelte Schodler mit trübem Gesicht. „Wenn man ihn einmal gegeben hat —“

Trotzdem fühlte der habgierige Witt keinerlei Reue über seine Verfehlungen. Noch immer übte der Gemin, den ihm sein verbrecherisches Treiben versprach, seinen Reiz auf ihn aus, sein Haß richtete sich nur gegen den Kellner, der ihm immer mehr zum Dämon wurde, und er überlegte, wie er sich vor ihm schützen könne. In tiefem Nachdenken lag er da, bis das Geräusch leiser Schritte ihn aufschreckte. Er bläute auf: Harnstoff war eben gekommen und stand mit häßlichem Lächeln vor ihm.

„So in sich gefehlt, Herr Schodler?“

Der Schodler blickte seinen Feind an.

„Was geht das Sie an?“ braunte er auf.

„Nun, nicht so unwirksam, mein Herr und Meister“, entgegnete der Kellner mit verstellter Gümmlichkeit. „Wir sind ja unter uns.“

„Wenn auch — ich verlange die Achtung, die mir gebührt! und nicht bloß zum Schein vor den Leuten und Kameraden, auch wenn wir allein sind. Ich lasse mir Ihre Unverschämtheit nicht mehr gefallen.“

Harnstoff reichte beide Hände auf die Hüfte, schaute seinen Ober mit breitem, behaglichen Grinsen an und lachte aus vollem Halse.

„Also offene Empörung“, nickte er. „Gut, mir soll's recht sein. Ich werde aber künftig auf meiner Hut sein. Bisher haben Sie Ihren Haß gegen mich unter einer geschmeidigen Maske, einer freundlichen Grimasse verborgen, aber ich zählte mich nicht einen Augenblick über Ihre wahre Stimmung. Sie sind mein Feind — immerhin, ich habe Recht über Sie, ich kann Sie jeden Augenblick unter die Füße treten.“

„Verlassen Sie sich darauf nicht zu sehr!“

„Ich rechne nur mit Tatsachen. Wahrscheinlich habe ich den Fehler begangen, Ihnen zu viel Luft zu lassen, ich

sich der empfindliche, edle Patriot bewogen, Anzeige zu erstatten, deren Ergebnis der Bohrmüller mit zwei Monaten Gefängnis zu büßen hat — zur höheren Ehre der Majestät. —

Ihr laßt den Armen schuldig werden... Ein armer Porzellanarbeiter in Hohenberg in Oberfranken hat eine Frau und fünf Kinder zu ernähren. Sein Fabrikant bezahlte ihm nur 1,70 Mark Tagelohn. Weil sich der arme im vergangenen Winter öfters einige im Fabrikhof umherliegende Kohlenstücke mit nach Hause nahm, stellte der nämliche Unternehmer, der den Mann mit 1,70 Mark pro Tag entlohnte, Strafantrag. Das Landgericht in Hof verurteilte den „Dieb“ zur Mindeststrafe von drei Monaten Gefängnis und empfahl ihm, ein Gnadengesuch einzureichen, weil er in bitterer Not gehandelt habe.

Prämien für Kassenbetrüger. Unterschlagungen von Kassenbeiträgen seitens der Unternehmer werden in Düsseldorf in fast jeder Sitzung der Strafkammer abgeurteilt. In einer der letzten Sitzungen erklärte der Vertreter der Ortskrankenkasse der Handwerker, daß seine Kasse durch solche Manipulationen im Laufe der letzten Jahre um mehr als 10000 Mk. geschädigt worden ist. Die Strafen, die von den Düsseldorf'schen Gerichten über solche Betrüger verhängt werden, sind so niedrig, daß sie einer Belohnung ähnlicher sehen als einer Bestrafung. So wurde in der letzten Sitzung ein Bauunternehmer, der 165 Mk. von ihm einbehaltenen Beiträgen unterschlagen, zu nur 50 Mk. Geldstrafe verurteilt, trotzdem er wegen eines solchen Delikts schon vorbestraft war. Ein anderer Unternehmer erhielt gar nur 20 Mk. Geldstrafe. Danach sind Kassenbetrügereien ein rentables Geschäft für Unternehmer.

Ein Lump. Der Kandidat jur. Emil Bilabel aus Painsfeld (Pfalz) wohnte in Würzburg mit einer Kellnerin zusammen in dem Zimmer, das eine arme Postbedienstetenfrau an ihn vermietet hatte. Mag das der dem Gesetz gegenüber verantwortlichen Vermieterin schon peinlich gewesen sein, so wollte sie doch auf keinen Fall tägliche Hausbesuchen dulden, und sie kündigte dem Studenten die Wohnung. Darauf ging der Herr mit der ganz besonderen Ehre zur Polizei und stellte gegen seine bisherige Vermieterin Strafantrag wegen Kuppelerei. Die arme Frau wurde zu Gefängnis verurteilt. Der Herr Student verließ natürlich hocherhobenen Hauptes den Gerichtssaal.

Ein auffälliges Urteil. Wie aus Konstanz berichtet wird, hatte sich dort am 23. d. M. vor der Strafkammer der 37jährige verheiratete Fortkaffeehändler und Reservewortführer Konstantin Schairer von Radolfzell, früher in Willingen, wegen Verbrechens gegen § 173 Abs. 3 Str.-G.-B. zu verantworten. Zu der Verhandlung waren 30 Zeugen und 2 Sachverständige geladen; zwei Verteidiger waren erschienen. Schairer war beschuldigt, im November 1904 an der noch nicht 13jährigen Anna Meier, Tochter eines Bremers in Willingen, beflagtes Verbrechen begangen zu haben. Die heute 15 Jahre alte Meier gibt wiederholt und bestimmt an: am 17. oder 18. November 1904 sei sie als Laufmädchen bei der Familie Schairer von Fortkaffeehändler Sch., als dessen Frau abwesend war, aufgefordert worden, zu ihren Eltern zu sagen, daß sie heute nacht bei Frau Schairer schlafen müsse. Sie habe dies getan und der Vater habe gesagt, daß sie von der Mutter bis zum Haus Sch.'s begleitet werden müsse. Das tat die Mutter nach deren beidseitiger Aussage auch. Anna sei dann von Meier Schairer in das Schlafzimmer geführt und veranlaßt worden, sich in das Bett der Ehefrau Sch. zu legen. Als sie dies getan, sei auch bald Sch. neben sie ins Bett gestiegen und habe darauf das Verbrechen wiederholt an ihr begangen. Am Morgen habe Schairer ihr 20 Pf. gegeben und sie heimgeschickt, nicht ohne ihr vorher eindringlich ans Herz zu legen, daß sie von dem Vorkommnis ja nichts verrate. Der Angeklagte leugnet alles, wie er auch durch die ganze Untersuchung hindurch in Abrede gestellt hat, mit seiner Dienstmagd Barbara Möß etwas Derartiges getan zu haben. Als diese aber unter Eid ausfragte, daß sie von Schairer im Ehebett der Frau Sch. öfters geschlechtlich gebraucht worden sei, sagte er, daß er sich an etwas Derartiges nicht mehr erinnern könne. Die Verteidigung führte bezeichnenderweise aus, daß derartige Verbrechen ja fast ausschließlich nur von Arbeitern und ungebildeten Klassen begangen werden, ein Mann von Stand und Bildung des Angeklagten zu solchen Taten nicht fähig sei. Das Gericht scheint sich diesen Ausführungen angeschlossen zu haben, denn es

merde Ihnen künftig die Kette kürzer ziehen, mein Herr. Um damit gleich anzufangen! Es sind heute drohende Wolken am Himmel aufgebrochen; wenn ich auch keine Angst habe, so kann man doch nicht wissen, was geschieht und wann es geschieht. Da muß ich sicher gehen, wenn ich nicht am Ende — er sicherte listig — „mein empfindliches Gewissen umsonst belastet haben will.“

„Sie haben das Gewissen eines Teufels!“ schrie der Gastwirt zornig.

„Meinen Sie, daß der Teufel ein Gewissen hat?“ fragte Harnstoff gemächlich. „Das ist ein ganz neuer Charakterzug an ihm — wie wollen Sie diese Behauptung begründen?“

Schodler sprang auf und erhob drohend die Faust gegen seinen Komplizen.

„So? Das wäre allerdings ein handgreiflicher Beweis“, spottete dieser. „Bester Herr, lassen Sie sich nicht hinreißen, Sie würden es bereuen. Bedenken Sie, daß Sie ein wohlhabender Mann, ein gemachter Mann, ein Ehrenmann sind, daß Ihre Rechtfertigung und Ehrenhaftigkeit als musterhaft gelten.“

„Was wollen Sie — machen Sie es kurz“, schnaubte der Witt.

„Ach so — um darauf wieder zurückzukommen.“ Der Kellner dämpfte seinen verhaltenen Ton noch mehr, aber seine Phlegmonie nahm plötzlich einen drohenden, giftigen Ausdruck an und er zählte mehr als er sprach die Worte:

„Die Erfüllung Ihres Versprechens will ich — ich habe es satt, mich hinhalten zu lassen — verstanden? Die stolze Gerttrud muß in acht Tagen meine Verlobte und innerhalb höchstens sechs Wochen meine Frau sein!“

„Ich kann meine Tochter nicht zwingen, Mensch, — sie hegt einen Widerwillen gegen Sie!“

„Den werden Sie schon überwinden: Sie sind kein Pantoffelheld, Ihre Frau ist füglich und Fräulein Gertrud ebenfalls.“

„Soll ich mein Kind unglücklich machen?“

„Das ist eigentlich eine Beleidigung für mich“, höhnte Harnstoff. „Doch ich will Verzeihung üben. Lassen wir alles unnütze Gerede, es ist spät und ich bin müde. Sie haben gehört, was ich verlange, betrachten Sie meine Worte als ein Ultimatum.“

Damit entfernte sich der Schurke so leise wie er gekommen. Schodler ballte wütend die Faust hinter ihm. „Der Glende wird mir immer gefährlicher“, murmelte er. „Ich fürchte, ich bin da einem Wutbürger in die Hände gefallen, der mir noch bittere Stunden bereiten wird.“ Und mit einem schmerzlichen Stöhnen nahm er die Lampe auf und beaah sich nach seiner Schlafkammer.

Die Erfüllung Ihres Versprechens will ich — ich habe es satt, mich hinhalten zu lassen — verstanden? Die stolze Gerttrud muß in acht Tagen meine Verlobte und innerhalb höchstens sechs Wochen meine Frau sein!

„Ich kann meine Tochter nicht zwingen, Mensch, — sie hegt einen Widerwillen gegen Sie!“

„Den werden Sie schon überwinden: Sie sind kein Pantoffelheld, Ihre Frau ist füglich und Fräulein Gertrud ebenfalls.“

„Soll ich mein Kind unglücklich machen?“

„Das ist eigentlich eine Beleidigung für mich“, höhnte Harnstoff. „Doch ich will Verzeihung üben. Lassen wir alles unnütze Gerede, es ist spät und ich bin müde. Sie haben gehört, was ich verlange, betrachten Sie meine Worte als ein Ultimatum.“

Damit entfernte sich der Schurke so leise wie er gekommen. Schodler ballte wütend die Faust hinter ihm. „Der Glende wird mir immer gefährlicher“, murmelte er. „Ich fürchte, ich bin da einem Wutbürger in die Hände gefallen, der mir noch bittere Stunden bereiten wird.“ Und mit einem schmerzlichen Stöhnen nahm er die Lampe auf und beaah sich nach seiner Schlafkammer.

(Fortsetzung folgt.)

sprach den Herrn wegen „Un glaubwürdigkeit“ des Mädchens frei.

Aus Nah und Fern.

Aus der besten der Wetten. Ein seit längerer Zeit vermiedes Ehepaar wurde in seiner Wohnung, Uhlstraße 95, in Berlin tot aufgefunden. Nahrungsfragen sollen das Motiv des Selbstmordes sein.

Den irrwüthigen Kindesmörder in Berlin hat man immer noch nicht erwirkt. Das eine Opfer des Mordes, die vierjährige Margarete Rawig, ist bald nach der Tat seinen Verletzungen erlegen. Die beiden anderen verletzten Kinder, die dreijährige Bertha Senst und die fünfjährige Elli Knesel, sind außer Lebensgefahr. Weitere Opfer des Unfalls sind nicht vorhanden. In der Brenzlauer Allee, wo der Reihenfolge nach die zweite Tat begangen wurde, fand ein Knabe bald nach der furchtbaren Tat auf einer Bank nahe dem Tator einen Zettel, der mit dem einen Teil einer auseinandergenommenen Schere besetzt war. In der linken Ecke befand sich ein Latenlopf mit zwei Knochen und dem Wort Gift darunter. Die beiden Seiten des Zettels enthalten mit Bleistift geschriebene die Worte: „Wiche, weiche, in fünf Minuten eine Leiche. Hier in der Nähe befindet sich ein Kinderräuber. Diesen Zettel abgeben bei der Polizei. Ich habe ein Kind in der Borsdorferstraße, der Brenzlauer und Allee und Heinersdorferstraße geraubt.“ Der Zettel mit der seltsamen Aufschrift wurde von einem Schreibfachverständigen untersucht. Dieser erkannte in dem ersten Wort: „Wiche“ anstatt „weiche“ und an dem fehlenden „l“ bei dem letzten Wort „geraubt“ typische Merkmale dafür, daß ein Geisteskranker der Verfasser ist. Von dem Zettel und der Schere, mit der dieser an der Bank besetzt war, wurden photographische Aufnahmen hergestellt. Hat die Jagd auf den Mörder bis jetzt noch keine Ergebnisse gehabt, so glaubt die Kriminalpolizei durch die Vernehmung der beiden schwer verletzten Mädchen, der kleinen Bertha Senst und der Elli Knesel neue Anhaltspunkte für die Personalbeschreibung des Mörder's gewonnen zu haben. Die am wenigsten verletzte Bertha gab eine Darstellung über den Verlauf des Verbrechens. Als dem Kinde am Sonntag ein verdächtiger Mann vorgeführt wurde, konnte es eine ziemlich deutliche Beschreibung von dem Täter geben. Der Verdächtige war der frühere Reisende Adolf H., der unter dem Verdachte stand, in der Oranienstraße ein Sittlichkeitsverbrechen begangen zu haben und zur Zwangsstellung aufgegeben war. Ein zweiter dringend Verdächtiger wurde am Sonntag nachmittag in der Person des Tischlers Paul Jährling festgenommen. In der Haft beging er einen Selbstmordversuch durch Erhängen. Sein Vorhaben wurde bemerkt, Jährling mußte nach dem Krankenhaus am Friedrichshain gebracht werden. Er ist jetzt nicht ganz normal und in den letzten zwei Monaten wegen öffentlicher Beleidigung und Erregung eines öffentlichen Argernisses dreimal mit der Polizei zusammengeraut. Die Kriminalpolizei hat an alle Zuchthäuser und Irrenhäuser Mitteilung gelangen lassen und um Nachricht über diejenigen Insassen gebeten, die nicht nur von dort entwichen oder entlassen worden sind, sondern die sich dort auch zur Aufnahme gemeldet haben. Die Nachforschungen der Polizei richteten sich jetzt insbesondere auf einen als gemeingefährlichen Geisteskranken bekannten Verbrecher Namens G., der vor kurzem aus einer Irrenanstalt entwichen ist.

Durch Stiefkate auf dem Schacht II der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ bei Hamborn verunglückten drei Bergleute. Der Rettungssolonnen gelang es nur einen lebend zu bergen, die beiden anderen sind tot.

Ein guter Wagen. In einem Dorfe Rottweil im Schwabenland fanden letzten Sonntag abends einige junge Burschen auf dem Wege nächst dem Gasthause eine Wilschleiche. Einer der Burschen hob sie auf, streifte sie durch den Mund und bot die Wette an, um eine Flasche Bier wolle er die Blindschleiche lebendig schlucken. Zwei der Anwesenden gingen auf die Wette ein. Zum Entsetzen der Zuschauer hob nun jener die Blindschleiche in die Höhe und ließ sie — mit dem Schwanz voraus — durch den Mund in den Hals gleiten. Trotz alles Zappens des Tieres gelang es ihm, es vollständig zu verschlucken, und er meinte dazu, es sei heruntergerutscht „wie ein Butterbrot“. Er trank hierauf das gewonnene Bier und ging dann schlafen. Bis heute fühlt der Mann mit dem Storchennagen nicht die geringsten Beschwerden; es scheint ihm also die eigenartige Mahlzeit gut bekommen zu sein.

Ein Fehlbetrag von 61000 Mark ist in der Münchener Gemeindefrankenkasse festgestellt worden. Die Untersuchung ist eingeleitet. Die Gemeindefrankenkasse hat keine Selbstverwaltung, sondern wird von den Behörden verwaltet. Nähere Einzelheiten fehlen noch.

Kasernenrevill bei der städtischen Straßenbahn. Auf den städtischen Straßenbahnhöfen in Dresden ist seit kurzem folgendes zu lesen: Dresden, den 15. Juli 1907.

Bekanntmachung. Betrifft Kontrolle der Fahrtausweise Nr. 1—125.

In Ergänzung des Schlusssatzes der Verfügung vom 3. Februar 1906 — B 44 — wird hiermit angeordnet, daß bei den Fahrtausweisen 1—125, deren Inhaber Mitglieder des Rates und des Stadterordnetenkollegiums sind, seitens der Inhaber in jedem Falle die Angabe der Nummer des Fahrtausweises genügt, so daß sie zur Vorweisung oder Aushändigung des Fahrtausweises nicht verpflichtet sind.

Nach Meinung der Nummer des Fahrtausweises hat der Schaffner das dienstliche Verhältnis gegenüber dem Inhaber des Fahrtausweises dadurch zur Erscheinung zu bringen, daß er kurz Stellung nimmt.

In dieser Weise ist den Inhabern der Fahrtausweise gegenüber auch an Kontrolltagen zu verfahren.

Die Direktion. (gez.) Dr. Kretschmar. (gez.) Stöbner.

Achtung! Stillgestanden! Nicht Such! Augen rechts! Präsentiert — — — heißt es also jetzt in Dresden nicht nur auf dem Griezplatz, sondern auch auf den Straßenbahnhöfen. Die „Sächs. Arb.-Ztg.“ fragt: Wer hat denn die beiden dienstfertigen Herren zu ihrem Vorgehen autorisiert? Wie kommen sie zu einer solchen Bevormundung der Mitglieder der städtischen Kollegien? Es ist noch sehr zweifelhaft, ob die Mehrheit der Stadterordneten damit einverstanden ist, wie hier das dienstliche Verhältnis zur Erscheinung gebracht werden soll (der famose Stil!). Eins ist sicher: Der Fortschritt der Kasernenkultur in Deutschland ist unverkennbar. Ein Volk, ein Reich, eine Kaserne!

Zwei Mordtaten. Aus New York wird gemeldet, daß man dort innerhalb 12 Stunden die Leichen von zwei Frauen mit Narben, die von Erdrosselung herrühren, gefunden hat. Die Polizei glaubt, daß die Ermordung von ein und demselben Manne verübt worden ist. Die Identität der Opfer ist noch nicht festgestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: E. H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

und zum Schluss... Kumpeldäum! Kennst Du den
Ergenanten Gouteron?
Häufiglich kenne ich den. Eine aufgelaufene Saucille!
„Der hat mich hierher gebracht, und noch dazu mit
blankem Felle!“ Deut Dir einmal, ich habe nicht einmal
Siska gesehen. Es wäre wahrhaftig besser gewesen,
ich hätte meinen ersten Plan ausgeführt. Dann bräuhete ich
hier nicht! zu sitzen wie ein Schnader. Vergott, ist es
hier nicht!
Du müßtest mich langem sich jetzt die Worte von seinen
Lippen los. Er scherzte nicht mehr. Seine Stimme ätzte.
Nach wenigen Minuten schrie er: „Das Himmelsgewölbe
weiter! Die's Schwein kommt aus dem Departement Gard;
wenn er mit mal nach Nîmes in die Nähe des Tempels der
Diana kommt, dann spreche ich ein Wortchen mit ihm...“
Ich rief ihn in seiner Wut.
„Von wem sprichst Du denn?“
„Von wem sonst, als von dem Ergenanten Gouteron!
Wenn ich bloß daran denke, daß ich jetzt meinen Rücken
wähnen und meinen Leib an der Gasse tragen könnte!
Ich wolle Schluss machen. Wenn ich nur noch einmal Ge-
legenheit dazu hätte! Jetzt läge ich irgendwo in Frankreich
oder in Spanien, was mir auch gleich wäre... Ich hätte
mit soltem Geld, nach Nona kommen lassen, um mich aus
dem Staube zu machen. Jetzt ist's aus. In diesem Lohde
werde ich noch verrecken... Zum Teufel!“
„Ne mehr die Nacht fortwähre, um so mehr tobt er.
Er sprach jetzt sehr, seine Worte überkürzten und ver-
wirren sich, ein Zustand, den ich ganz genau kannte, weil
ich mehr als eine Nacht ebenso wie er vollkommen naht
hätte verbringen müssen.“

Ein lauges banges Stillschweigen folgte dem Ausbruch
seiner Reue. Nach einer halben Stunde ungefähr brüllte
er auf: „Wenn ich einen von den Schinderhäufchen hier
hätte, den würde ich bald erledigt haben. Die wollen mich
hier vor Hunger und Kälte sterben lassen!“ Dann domerte
er mit seiner Faust gegen die Tür, an der er sich verlegt
haben mußte, denn dem Schlag folgte sofort ein wüthender
Ausschrei, der in ein lauges Wimmern überging.
„Ich hatte mich wieder aufgemacht. Als ich hörte,
wie er gegen die Tür domerte, warf ich mich wieder glatt
zu Boden, um ihn zur Vorsicht zu mahnen. Er hatte aber
bereits keinen Hübel ergriffen, mit dem er die Tür her-
arbeitete; der ganze Hof haßte in der letzten Nacht von dem
Lärm wieder.“
„Rur durch einen glücklichen Zufall hörte man auf der
Bande nichts davon.“
„Landsknecht!“ so schrie ich ihm zu, „laß das sein oder
man wird Dich verurtheilen!“
„Er gewann seine Selbstbeherrschung wieder, verstand
offenbar, was ich ihm zugerufen hatte und warf seinen Hübel
heftig in die Ecke seiner Zelle.“
„Dier ist es ja schlimmer als im Bagno!“
„Mein Lieber, diesseigen, die so sagen, wie Du vorhin
gesungen hast, bekommen den Mundnebel...“
„Er lotterte: „Die Luft zum Singen ist mir vergangen!“
„... die'sigen, die die Tür mit ihrem Hübel bear-
beiten, verurtheilt“ man. Man legt ihnen die Arme platt
an den Leib und scheidet sie von den Schuttern bis an die
Häcken mit dünnen Bindfäden, der unachmal auch, wenn
der Sergeant gerade mal sehen will, wie er ins Fleisch ein-
schneidet, angefeuchtet wird. Glaube mit, mit denen Wut-
ausbrüchen, und mit deinem Geschrei kommt Du zu gar-
nichts.“
„Er ließ einen rauhen Seufzer aus und verhielt sich von
da ab schweigend...“

Die Nacht verhielt langsam, es war sehr kalt. Zufam-
mengetaut in meinem Hübel, das kein zwischen den
Ketten, die Arme an die Unterdeckel, verhielt ich in meinen
gewöhnlichen Halbflummer, der durch Vorstellungen von
großen wärmenden Feuer besetzt wurde. Oftmals glaubte
ich, ich sei zu Hause und ergrühte meinen Angehörigen von
den geistlichen Qualen während der kalten Nächte in meiner
Zelle; und doch, obwohl ich am stammenden Verbe lag, so
konnte ich nicht warm werden. Es kam mir vor, als ob ich
von dem möglichen Feuer wieder fortgerissen wurde und lang-

Man kann sich in den Gefängnissen von Zelle zu Zelle
verwandeln, wenn man den Mund sorgsam an die Tür-
spalte oder ans Schlüsselloch legt, oder die Kluft irgend
eines anderen Verbindungskühles hindert. Eine regelrechte
Unterhaltung kann sich freilich nur zwischen zwei benachbar-
ten Zellen anbahnen. Lange Zeit war ich in dem „Schwar-
zen Loch“ ganz isoliert, weil es hinten im Hofe, an der
Außenwand der Kaserne lag, und die Nebenzellen umbelegt
blieben.
Eines Tages vernahm ich zu ungewohnter Stunde, als
die Wache bereits abgelöst war, was gewöhnlich gegen 4 Uhr
nachmittags geschah, das Geräusch von Schlüssel und von
Stimmen nahe bei meiner Zelle. Nebenhand wurde eine Tür
geöffnet. Bald darauf wurde sie wieder zugeschlagen, wieder
rollten die Schlüssel, und dann erstarrten sich auch die
Sprechenden. Blüßlich lehrte mich eine angenehme und
laute Stimme, die erst ein paar Laute probierte und dann
zu einem Trotter Lied überging, daß ich nicht mehr allein
war.
„Wir waren zu zweit.“
„Ich warf mich platt zu Boden und versuchte, ohne zu
schreien, mich verständiglich zu machen, indem ich durch die
Kluge der Türschwelle hindurchsprach, wo mittags zwischen
Stein und Holz ein taum sichbares Streifen Licht zu er-
scheinen pflegte.“
Der Neuangekommene schien ein vergnügter Kerl zu
sein. Er lang eine Arie nach der andern; wenn er mit der
Kroatia fertig war, sang er mit dem Kroubadour wieder
an. Mache er mal eine kleine Pause, dann murmelte er
zusammenhängende Worte, die ich nur schlecht verstand. Ich
rief ihn an: „Hi!“ er antwortete nicht. Im seine Auf-
merksamkeit zu wecken, hustete ich stark, denn ich würde, daß
es sehr unvorsichtig von ihm war, so aus Leibeskräften zu
singen. Gliblich hörte er mich, unterbrach seinen Gesang und
rief mit domerender Stimme:
„Wer ist denn da?“
„So leise, daß er mich gerade eben noch verstehen
konnte, antwortete ich ihm: „Wenn Du so schreist, dann
sage ich kein Wort mehr.“ So gerne ich mich auch unter-
halten möchte, nachdem ich hier seit Monaten die Lippen
nicht mehr von einander gebracht habe. Ich habe aber
keine Lust, mir einen Knebel in den Mund stecken zu lassen,
oder einen Vorwand zu geben, mit den Streifen Seid und
die Hofe auch noch vom Veibe zu reißen.“
„Knebel in den Mund stecken? — Ja, warum soll man
mit dem einen Knebel in den Mund stecken?“ fragte die
Stimme nehmend. „Abgesehen halt Du es gut, mit Deinem
Seid und Deiner Hofe, ich habe garnichts an.“
„Ich bitte meine Geseher um Entschuldigung, daß ich die
folgenden Fragen hier so aufzeichne, wie ich sie stelle,
denn die Worte sind in dem afrikanischen Bagno nun ein-
mal üblich.“
„Dast Du blantes Fell?“
„Wie ein Wurm. Also Mundnebel legt man auch an?“
„Nicht zu knapp, mein Lieber! Du schneist hier noch
neu zu sein.“
„Ja, ich bin erst gestern mit dem Transport ge-
kommen.“
„Wohin kommst Du denn?“
„Aus Nona. Die Katschöpfe...“
„Dejerton?“
„Nein. Krätlicher Angriß.“
„Hier entstand eine Pause. Mein Nachbar sprach irgend
etwas, aber halbblunt, so daß ich es nicht verstand. Ich fragte
ihn deshalb:
„Dast Du mit etwas gefast?“
„Nein, ich spreche mit mir selbst, weil ich ein solcher
Giel gewohnt bin. Ja, ja, da lüge ich nun dein in der Zelle,
mein Lieber. So endet die guten Vorsätze, die man sagt.
Man sagt sich: das werde ich tun und dies werde ich tun

Die Geschichte einer Flucht.

Von Gustav Quanaet,
Mitglied der französischen Deputiertenkammer.
Berechtigter deutsche Übersetzung.
(1. Fortsetzung.)
Nachdruck verboten.

Man kann sich in den Gefängnissen von Zelle zu Zelle
verwandeln, wenn man den Mund sorgsam an die Tür-
spalte oder ans Schlüsselloch legt, oder die Kluft irgend
eines anderen Verbindungskühles hindert. Eine regelrechte
Unterhaltung kann sich freilich nur zwischen zwei benachbar-
ten Zellen anbahnen. Lange Zeit war ich in dem „Schwar-
zen Loch“ ganz isoliert, weil es hinten im Hofe, an der
Außenwand der Kaserne lag, und die Nebenzellen umbelegt
blieben.
Eines Tages vernahm ich zu ungewohnter Stunde, als
die Wache bereits abgelöst war, was gewöhnlich gegen 4 Uhr
nachmittags geschah, das Geräusch von Schlüssel und von
Stimmen nahe bei meiner Zelle. Nebenhand wurde eine Tür
geöffnet. Bald darauf wurde sie wieder zugeschlagen, wieder
rollten die Schlüssel, und dann erstarrten sich auch die
Sprechenden. Blüßlich lehrte mich eine angenehme und
laute Stimme, die erst ein paar Laute probierte und dann
zu einem Trotter Lied überging, daß ich nicht mehr allein
war.
„Wir waren zu zweit.“
„Ich warf mich platt zu Boden und versuchte, ohne zu
schreien, mich verständiglich zu machen, indem ich durch die
Kluge der Türschwelle hindurchsprach, wo mittags zwischen
Stein und Holz ein taum sichbares Streifen Licht zu er-
scheinen pflegte.“

Humoristisches.

Aus dem Simplicissimus. Mein Freund, der
Maler, bekommt Besuch von Onkel und Tante aus Güm-
binnen. Sein Atelier ist mit lauter weiblichen Akten behan-
gen. Der Onkel besichtigt sich alles mit verflohenem Schmun-
zeln, die Tante mit wachsender Empörung und Wohlmut.
Gliblich kann sie nicht mehr an sich halten. Sie legt die
Hände auf des Heffen Schultern und fragt mit ältzender
Stimme: „Robert, weiß das deine Mutter?“
Im Weraestaurant des Hotels zur Lorelei sitzen
zwei Juristen und streiten über einen Fall, den sie am Vor-
mittage erledigt haben.
Paragroph 128a hätten wir anwenden müssen,“ sagt
der eine.
„Sie irren, Kollege,“ erwidert der andere. „Sie lassen
die Kathedersprüche unrichtig auf.“
„Kellner!“ ruft der eine.
„Sagen Sie einmal, haben Sie ein Strafrechtbuch?“
„Der Kellner verschwindet, kommt gleich wieder zurück
und sagt: „Der Herr nimmt den Wein auch so zurück.“

Humor des Auslandes.

Politiker: „Ehe Sie Ihren
Bericht über dieses Interwiew einreichen, möchte ich ihn zu
sehen.“ — Reporter: „Unmöglich! Ich habe ihn schon eine
halbe Stunde vor Beginn dieses Interwiew eingeleicht.“
(Liffe.)
Im Seebade. Kurarzt: „Sie sagen in Ihrer Anzeige,
daß die Zimmer vor Beginn der Saison billiger sind.“
Wirtin: „Ja, aber da Sie mit sechs Personen zugleich ge-
kommen sind, habe ich die Saison sofort eröffnet.“
(Liono.)
Neue Neclamen. Keine Feilichnot mehr! Wer sich
einer Luyus-Simonine aus der Fabrik „Drüberhinneg“ bedient,
bekommt, wie statistisch ermittelt, auf je 10 Kilometer zwei
Schwämme und vier Wänse frei ins Löff. Man achte auf die
Sirma.

Kleines Feuilleton.

Deutsche Gipsflangen.
Im Juli und August gelangen die meisten Gipsflangen
Deutschlands zur Blüte und Reife. Sie fordern in jedem
Jahre ihre Opfer, namentlich unter den Kindern. So wird
es kaum überflüssig sein, sie wieder einmal nach Erschei-
nend und Wirkungsart kurz zu schildern.
Bei jeder derartigen Vergiftung ist natürlich sofort ein
Arzt zu holen. Soweit hier Mittel angegeben sind, handelt
es sich nur um Hausmittel, die bis zum Eintreffen des Arztes
die dringende Gefahr hinaushalten sollen.
Eine prächtige Staude von 60 bis 120 Zentimetern Höhe
ist der rote Etingerhut. Meist gedeiht er in Gebirgs-
wäldern. Doch sieht man ihn auch nicht selten in den
Gärten des Flachlandes. Die röhrenden Blüten sind ansehn-
lich groß und rot, sie bilden eine Krone. Die kurz ge-
stielten Stengelblätter enthalten das Gift, das von funderiger
Hand verwendet, ein Wohltäter aller Schmerzenden ist.
Die Giftwirkung der frischen Pflanze besteht in Er-
brechen, Durchfällen und Herzschwäche. Als Gegenmittel sei
starker Kaffee empfohlen.
In der Erscheinung verschoben, im Gifte und in der
Giftpflanze einander nahe verwandt sind Lollirische, Stech-
apfel und Wüstenkraut. Die Lollirische gedeiht in
lauffenen, tiefer, schwachbehaarter Stengel wird bis über einen
Meter hoch. Die Blätter sind eiförmig, die Blüten röhren-
förmig, der Rand fünfzipfelig. Die Farbe der Blüten ist
ein dunkles Purpur. Die Früchte, schwärzliche Beeren,
werden von dem fünfzipfiligen Kelche umgeben, sie enthalten
in einem bläulichen Safte viele braune eiförmige Samen.
Die italienischen Kaffeten sollen früher den Saft der
Beeren sich in die Augen geträufelt haben, um große Pupillen
zu bekommen. Daher kamt der Name der Lollirische:
Wella donna, schöne Frau. Alle Zelle der Lollirische, beson-
ders aber die Früchte, sind giftig.
Der Stechapfel wächst an Wegen und Klüppeln
wie auf Schutthaufen. Er wird bis 3/4 Meter hoch. Die
Blüten sind lange, weiße Röhren mit lippenförmigem Rande.
Die Blätter sind groß, kurz gestielt, dunkelgrün. Am Rande
haben sie spitze Zähne. Die Fruchtstängel ist flachelig, sie
bringt in vier Klappen auf. Die Samen sind klein und
bräunlich.
Auch der Stechapfel ist in allen Teilen giftig. Schon
die Ausbuchtung der röhrenden, röhrenden, ekelhaft schmecken-
den Blätter verursacht Schwindel. Der Same kann unter
Umständen mit Schwämmen gemischt werden.

Wer diese schauflartige Menge sieht, fragt unwillkürlich, ob
diese Protektoren garricht wissen, wie sehr sie durch
ihre fleugende Art Verherrlichung dieses kulturfeindlichen
und völkermörderischen Systems beitragen.
Gar zu leicht neigt man bei Betrachtung dieses Systems
mit allen seinen Auswüchsen zu Vergleichen mit dem alten
Rom. Dort lichte man den Ruf der Massen nach Brot
durch die Einführung von Spielen und Tiergefechten zu er-
füllen, und auch heute versucht man durch Kranfentaltung
und äußere Schaustellungen das Volk von seinen eigenen
Leiden abzuwenden. Durch Teilnahme der Arbeiterklasse an
ein ganz anderes Bild von der Stimmung des Publikum
zu geben, als sie in Wahrheit vorhanden ist. Das konnte
man z. B. auch bei der Ausstellung der Strafschleppes der
Kronprinzessin beobachten. Ob die stauenden Volksmassen,
die nach Tausenden und Abertausenden gezählt haben,
beim Ansehen dieses Brunkfäuldes die wirksams-
tischen und politischen Mißstände Deutschlands weniger
empfunden haben? Water Staat versucht durch
kriegerisches Spiel und anderen Pumbug die Massen am
Nachdenken zu hindern, gleich wie die katholische Kirche ihre
Schwächen durch Prunkentaltung in Kirchen und bei Pro-
zessionen die Vorfreuden der himmlischen Seligkeit kosten
läßt, damit sie um so sicherer sich dem Sterus unterwerfen und
seine eigenen Gedanken produzieren.
Mehr als je muß daher der Arbeiterklasse begreiflich
gemacht werden, daß sie sich nicht bei patriotischen und
bürgerlichen Veranfassungen als Staffage benutzen lassen
darf.

Mögen die Arbeiterinnen die damit bisher ver-
brauchte Zeit für ihre Ausbildung benutzen und durch Lesen
der „Gleichheit“ oder sonstiger Parolezettungen ihr Wissen
vermehrten: denn Wissen ist Macht und Bildung macht
frei!

Wer diese schauflartige Menge sieht, fragt unwillkürlich, ob
diese Protektoren garricht wissen, wie sehr sie durch
ihre fleugende Art Verherrlichung dieses kulturfeindlichen
und völkermörderischen Systems beitragen.
Gar zu leicht neigt man bei Betrachtung dieses Systems
mit allen seinen Auswüchsen zu Vergleichen mit dem alten
Rom. Dort lichte man den Ruf der Massen nach Brot
durch die Einführung von Spielen und Tiergefechten zu er-
füllen, und auch heute versucht man durch Kranfentaltung
und äußere Schaustellungen das Volk von seinen eigenen
Leiden abzuwenden. Durch Teilnahme der Arbeiterklasse an
ein ganz anderes Bild von der Stimmung des Publikum
zu geben, als sie in Wahrheit vorhanden ist. Das konnte
man z. B. auch bei der Ausstellung der Strafschleppes der
Kronprinzessin beobachten. Ob die stauenden Volksmassen,
die nach Tausenden und Abertausenden gezählt haben,
beim Ansehen dieses Brunkfäuldes die wirksams-
tischen und politischen Mißstände Deutschlands weniger
empfunden haben? Water Staat versucht durch
kriegerisches Spiel und anderen Pumbug die Massen am
Nachdenken zu hindern, gleich wie die katholische Kirche ihre
Schwächen durch Prunkentaltung in Kirchen und bei Pro-
zessionen die Vorfreuden der himmlischen Seligkeit kosten
läßt, damit sie um so sicherer sich dem Sterus unterwerfen und
seine eigenen Gedanken produzieren.
Mehr als je muß daher der Arbeiterklasse begreiflich
gemacht werden, daß sie sich nicht bei patriotischen und
bürgerlichen Veranfassungen als Staffage benutzen lassen
darf.

Kleines Feuilleton.

Deutsche Gipsflangen.
Im Juli und August gelangen die meisten Gipsflangen
Deutschlands zur Blüte und Reife. Sie fordern in jedem
Jahre ihre Opfer, namentlich unter den Kindern. So wird
es kaum überflüssig sein, sie wieder einmal nach Erschei-
nend und Wirkungsart kurz zu schildern.
Bei jeder derartigen Vergiftung ist natürlich sofort ein
Arzt zu holen. Soweit hier Mittel angegeben sind, handelt
es sich nur um Hausmittel, die bis zum Eintreffen des Arztes
die dringende Gefahr hinaushalten sollen.
Eine prächtige Staude von 60 bis 120 Zentimetern Höhe
ist der rote Etingerhut. Meist gedeiht er in Gebirgs-
wäldern. Doch sieht man ihn auch nicht selten in den
Gärten des Flachlandes. Die röhrenden Blüten sind ansehn-
lich groß und rot, sie bilden eine Krone. Die kurz ge-
stielten Stengelblätter enthalten das Gift, das von funderiger
Hand verwendet, ein Wohltäter aller Schmerzenden ist.
Die Giftwirkung der frischen Pflanze besteht in Er-
brechen, Durchfällen und Herzschwäche. Als Gegenmittel sei
starker Kaffee empfohlen.
In der Erscheinung verschoben, im Gifte und in der
Giftpflanze einander nahe verwandt sind Lollirische, Stech-
apfel und Wüstenkraut. Die Lollirische gedeiht in
lauffenen, tiefer, schwachbehaarter Stengel wird bis über einen
Meter hoch. Die Blätter sind eiförmig, die Blüten röhren-
förmig, der Rand fünfzipfelig. Die Farbe der Blüten ist
ein dunkles Purpur. Die Früchte, schwärzliche Beeren,
werden von dem fünfzipfiligen Kelche umgeben, sie enthalten
in einem bläulichen Safte viele braune eiförmige Samen.
Die italienischen Kaffeten sollen früher den Saft der
Beeren sich in die Augen geträufelt haben, um große Pupillen
zu bekommen. Daher kamt der Name der Lollirische:
Wella donna, schöne Frau. Alle Zelle der Lollirische, beson-
ders aber die Früchte, sind giftig.
Der Stechapfel wächst an Wegen und Klüppeln
wie auf Schutthaufen. Er wird bis 3/4 Meter hoch. Die
Blüten sind lange, weiße Röhren mit lippenförmigem Rande.
Die Blätter sind groß, kurz gestielt, dunkelgrün. Am Rande
haben sie spitze Zähne. Die Fruchtstängel ist flachelig, sie
bringt in vier Klappen auf. Die Samen sind klein und
bräunlich.
Auch der Stechapfel ist in allen Teilen giftig. Schon
die Ausbuchtung der röhrenden, röhrenden, ekelhaft schmecken-
den Blätter verursacht Schwindel. Der Same kann unter
Umständen mit Schwämmen gemischt werden.

Kleines Feuilleton.

Deutsche Gipsflangen.
Im Juli und August gelangen die meisten Gipsflangen
Deutschlands zur Blüte und Reife. Sie fordern in jedem
Jahre ihre Opfer, namentlich unter den Kindern. So wird
es kaum überflüssig sein, sie wieder einmal nach Erschei-
nend und Wirkungsart kurz zu schildern.
Bei jeder derartigen Vergiftung ist natürlich sofort ein
Arzt zu holen. Soweit hier Mittel angegeben sind, handelt
es sich nur um Hausmittel, die bis zum Eintreffen des Arztes
die dringende Gefahr hinaushalten sollen.
Eine prächtige Staude von 60 bis 120 Zentimetern Höhe
ist der rote Etingerhut. Meist gedeiht er in Gebirgs-
wäldern. Doch sieht man ihn auch nicht selten in den
Gärten des Flachlandes. Die röhrenden Blüten sind ansehn-
lich groß und rot, sie bilden eine Krone. Die kurz ge-
stielten Stengelblätter enthalten das Gift, das von funderiger
Hand verwendet, ein Wohltäter aller Schmerzenden ist.
Die Giftwirkung der frischen Pflanze besteht in Er-
brechen, Durchfällen und Herzschwäche. Als Gegenmittel sei
starker Kaffee empfohlen.
In der Erscheinung verschoben, im Gifte und in der
Giftpflanze einander nahe verwandt sind Lollirische, Stech-
apfel und Wüstenkraut. Die Lollirische gedeiht in
lauffenen, tiefer, schwachbehaarter Stengel wird bis über einen
Meter hoch. Die Blätter sind eiförmig, die Blüten röhren-
förmig, der Rand fünfzipfelig. Die Farbe der Blüten ist
ein dunkles Purpur. Die Früchte, schwärzliche Beeren,
werden von dem fünfzipfiligen Kelche umgeben, sie enthalten
in einem bläulichen Safte viele braune eiförmige Samen.
Die italienischen Kaffeten sollen früher den Saft der
Beeren sich in die Augen geträufelt haben, um große Pupillen
zu bekommen. Daher kamt der Name der Lollirische:
Wella donna, schöne Frau. Alle Zelle der Lollirische, beson-
ders aber die Früchte, sind giftig.
Der Stechapfel wächst an Wegen und Klüppeln
wie auf Schutthaufen. Er wird bis 3/4 Meter hoch. Die
Blüten sind lange, weiße Röhren mit lippenförmigem Rande.
Die Blätter sind groß, kurz gestielt, dunkelgrün. Am Rande
haben sie spitze Zähne. Die Fruchtstängel ist flachelig, sie
bringt in vier Klappen auf. Die Samen sind klein und
bräunlich.
Auch der Stechapfel ist in allen Teilen giftig. Schon
die Ausbuchtung der röhrenden, röhrenden, ekelhaft schmecken-
den Blätter verursacht Schwindel. Der Same kann unter
Umständen mit Schwämmen gemischt werden.

Kleines Feuilleton.

Deutsche Gipsflangen.
Im Juli und August gelangen die meisten Gipsflangen
Deutschlands zur Blüte und Reife. Sie fordern in jedem
Jahre ihre Opfer, namentlich unter den Kindern. So wird
es kaum überflüssig sein, sie wieder einmal nach Erschei-
nend und Wirkungsart kurz zu schildern.
Bei jeder derartigen Vergiftung ist natürlich sofort ein
Arzt zu holen. Soweit hier Mittel angegeben sind, handelt
es sich nur um Hausmittel, die bis zum Eintreffen des Arztes
die dringende Gefahr hinaushalten sollen.
Eine prächtige Staude von 60 bis 120 Zentimetern Höhe
ist der rote Etingerhut. Meist gedeiht er in Gebirgs-
wäldern. Doch sieht man ihn auch nicht selten in den
Gärten des Flachlandes. Die röhrenden Blüten sind ansehn-
lich groß und rot, sie bilden eine Krone. Die kurz ge-
stielten Stengelblätter enthalten das Gift, das von funderiger
Hand verwendet, ein Wohltäter aller Schmerzenden ist.
Die Giftwirkung der frischen Pflanze besteht in Er-
brechen, Durchfällen und Herzschwäche. Als Gegenmittel sei
starker Kaffee empfohlen.
In der Erscheinung verschoben, im Gifte und in der
Giftpflanze einander nahe verwandt sind Lollirische, Stech-
apfel und Wüstenkraut. Die Lollirische gedeiht in
lauffenen, tiefer, schwachbehaarter Stengel wird bis über einen
Meter hoch. Die Blätter sind eiförmig, die Blüten röhren-
förmig, der Rand fünfzipfelig. Die Farbe der Blüten ist
ein dunkles Purpur. Die Früchte, schwärzliche Beeren,
werden von dem fünfzipfiligen Kelche umgeben, sie enthalten
in einem bläulichen Safte viele braune eiförmige Samen.
Die italienischen Kaffeten sollen früher den Saft der
Beeren sich in die Augen geträufelt haben, um große Pupillen
zu bekommen. Daher kamt der Name der Lollirische:
Wella donna, schöne Frau. Alle Zelle der Lollirische, beson-
ders aber die Früchte, sind giftig.
Der Stechapfel wächst an Wegen und Klüppeln
wie auf Schutthaufen. Er wird bis 3/4 Meter hoch. Die
Blüten sind lange, weiße Röhren mit lippenförmigem Rande.
Die Blätter sind groß, kurz gestielt, dunkelgrün. Am Rande
haben sie spitze Zähne. Die Fruchtstängel ist flachelig, sie
bringt in vier Klappen auf. Die Samen sind klein und
bräunlich.
Auch der Stechapfel ist in allen Teilen giftig. Schon
die Ausbuchtung der röhrenden, röhrenden, ekelhaft schmecken-
den Blätter verursacht Schwindel. Der Same kann unter
Umständen mit Schwämmen gemischt werden.

Kleines Feuilleton.

Deutsche Gipsflangen.
Im Juli und August gelangen die meisten Gipsflangen
Deutschlands zur Blüte und Reife. Sie fordern in jedem
Jahre ihre Opfer, namentlich unter den Kindern. So wird
es kaum überflüssig sein, sie wieder einmal nach Erschei-
nend und Wirkungsart kurz zu schildern.
Bei jeder derartigen Vergiftung ist natürlich sofort ein
Arzt zu holen. Soweit hier Mittel angegeben sind, handelt
es sich nur um Hausmittel, die bis zum Eintreffen des Arztes
die dringende Gefahr hinaushalten sollen.
Eine prächtige Staude von 60 bis 120 Zentimetern Höhe
ist der rote Etingerhut. Meist gedeiht er in Gebirgs-
wäldern. Doch sieht man ihn auch nicht selten in den
Gärten des Flachlandes. Die röhrenden Blüten sind ansehn-
lich groß und rot, sie bilden eine Krone. Die kurz ge-
stielten Stengelblätter enthalten das Gift, das von funderiger
Hand verwendet, ein Wohltäter aller Schmerzenden ist.
Die Giftwirkung der frischen Pflanze besteht in Er-
brechen, Durchfällen und Herzschwäche. Als Gegenmittel sei
starker Kaffee empfohlen.
In der Erscheinung verschoben, im Gifte und in der
Giftpflanze einander nahe verwandt sind Lollirische, Stech-
apfel und Wüstenkraut. Die Lollirische gedeiht in
lauffenen, tiefer, schwachbehaarter Stengel wird bis über einen
Meter hoch. Die Blätter sind eiförmig, die Blüten röhren-
förmig, der Rand fünfzipfelig. Die Farbe der Blüten ist
ein dunkles Purpur. Die Früchte, schwärzliche Beeren,
werden von dem fünfzipfiligen Kelche umgeben, sie enthalten
in einem bläulichen Safte viele braune eiförmige Samen.
Die italienischen Kaffeten sollen früher den Saft der
Beeren sich in die Augen geträufelt haben, um große Pupillen
zu bekommen. Daher kamt der Name der Lollirische:
Wella donna, schöne Frau. Alle Zelle der Lollirische, beson-
ders aber die Früchte, sind giftig.
Der Stechapfel wächst an Wegen und Klüppeln
wie auf Schutthaufen. Er wird bis 3/4 Meter hoch. Die
Blüten sind lange, weiße Röhren mit lippenförmigem Rande.
Die Blätter sind groß, kurz gestielt, dunkelgrün. Am Rande
haben sie spitze Zähne. Die Fruchtstängel ist flachelig, sie
bringt in vier Klappen auf. Die Samen sind klein und
bräunlich.
Auch der Stechapfel ist in allen Teilen giftig. Schon
die Ausbuchtung der röhrenden, röhrenden, ekelhaft schmecken-
den Blätter verursacht Schwindel. Der Same kann unter
Umständen mit Schwämmen gemischt werden.

fam dänmerte es in mit auf, daß ich ja in der falschen Stelle weile. Und dann überließ mich die Fäule so stark, daß ich nicht mehr gehen konnte. Dann trank ich Wein, man reißt mich gewaltsam zu Hause aus meinem Bette empor, um mich in das „Schwarz-Brot“ zu werfen, das nahe bei unterm Hause war. Viele Raumbestimmungen verurteilten mich in bester Weise.

Am andern Morgen, gegen 9 Uhr, wurde die Tür zur benachbarten Zelle von neuem geöffnet. Ich sprang rasch an meine Schwelle und versuchte, daß man meinem Lebensgefährtigen die vorchristlichen Kriegergeschäfte brachte, nämlich das Beistehen und das Gedenken, gewiß wenig genug, aber doch immerhin etwas.

Als der nachgehende Verzeant sich mit seinen Seiten entfernt hatte, fragte ich meinen Nachbarn:

„Na, was ist nun?“

„Man hat mir ein Gemälde und eine Skulptur gebracht. Ich glaube, ich sollte diese Nacht vor Kiste stehen. Dieses Gemälde von einem Engländer! Siehst du mit ganz warm. Ich, es ist ja zu bumm, daß ich in diesem Loch schlafen muß. . . Ich schäme mich, es ist meine eigene Schuld! Schrecklich soll ich dich in der nächsten Nacht abmachen. Wenn ich nur schlafen könnte, durch den ich mit Geld kommen lassen könnte.“

„Was willst du denn mit Geld in deiner Zelle?“

„Na, hast du nicht gesehen, daß ich hier nicht schlafen lasse, und hier in der Zelle zu bleiben. Es ist gar nicht möglich, sich hieraus zu retten und in das Gefängnis zu entweichen. Hier muß ich sein, wenn ich Geld, so soll man es verdienen, wer soll es abgeben? Wenn ich jemanden in dieser Zelle sehen möchte, da würde ich den Gefängniswärter hier herbei holen lassen, weil ich ganz genau weiß, daß die mich immer tiefer hinstrecken werden.“

Durch sein Gesicht sah ich, daß er sich nicht ein wenig erheitert, hatte er schon seine Sorglosigkeit wieder gewonnen und kläglich blickte besser.

„Mit nachherem Gutechte ich seinen Jovnes-ausdrücken gegen seine Unbehilfenheit, denn mit seinen Worten, noch ganz unbestimmt, ein Erzdahl von Freiheit aufzu-dämmern.“

„Mein Nachbar legte wieder los: „Ich habe nämlich eine kleine Geschichte gemacht. Zweitens ist es so, daß ich bin gerade kein Schicksal, aber wenn man jemanden möchte, der das Geld in Empfang nimmt und nicht verachtet, könnte man damit noch Spanien oder Italien formen. Ich war sechs Monate lang hier mit der Platte aus meiner Heimat, doch er das Geld zu meiner Verfügung hatte. Ich habe schon einmal davon geschickt, mit das Geld kommen zu lassen und auf mich davon zu gehen. Ich aber immer wieder davon abgesehen weil ich nicht gehen für immer mehr Material verliessen möchte. . . ad. . . wenn ich es jetzt nur hier hätte.“

„Während er so sprach, stieg eine Welt von Gedanken in mir auf. Ein brechender Sturm nach Freiheit überfiel mich.“

„Wenn man hier raus könnte“, erwiderte ich, „wenn man nur einmal im freien Felde wäre. In Afrika könnte ich jüdische Leute. Und im Gebirge habe ich Freunde, Graber, bei denen wir uns verbergen könnten bis das Geld von einem Slaver käme.“

„Wenn Gefährte unterbroch mich mit einem fast mitleidigen Töne.“

„Was, wir sollen uns von Strabern anvertrauen? Ich bente ja gar nicht daran!“

Die Ungläubigen, die man in den christlichen Missionarfraktionen quälte, in den Missionsanstalten als glückliche oder glückliche, liegen alle einen halben Tag und eine unüberwindliche Strecke gegen die Straber; in diesen Dingen sind sie vielleicht noch verständlicher als die französischen Missionar. Wenn man geht so unerbittlich gegen die Gefährten vor als die Soldaten aus den Missionsanstalten, wenn man sie einmal zu Strafrepositionen ausgesetzt werden.

Ich fragte, daß ich gegen den Missionar meines Gefährten nicht anfechten konnte und sagte deshalb: „Ich kenne Straber und Fremden. . . die Sandstöße sind natürlich, daß wir erst einmal die Umfassungsmannern des Forts hinter uns haben.“

Er entgegnete: „Das ist nicht schwer. Bevor man mich gefangen in diese Zelle empörte, hat man mich zum Gefängnis geführt. Es war noch hell und weil ich glaubte, ich solle dort bleiben, habe ich mir dort alles ganz genau angesehen. Ich bin nämlich glücklich, daß der Gefangenentherapeuter mich nicht mehr sehen mag, habe ich schon an Grund geachtet. Dort mo das Gefängnisgebäude mit der letzten Straße des Forts gekamert, befindet sich ein verfallenes und offenes Fenster, das auf die große Hauptstraße des Forts hinaus führt.“

hinans führt. Es ist sicher nicht höher als zwei Meter angebracht. Man könnte rasch auf den Sims fliegen, durch das Fenster fliehen und dann den Gefangenentherapeuten festnehmen und erschlagen.“

„Ja, murmelte ich, das geht über die Planchette, wo ich gezeichnet habe.“

„Ich bin doch nicht aus dem Fort hinaus gekommen, habe aber gesehen, daß auf der andern Seite Gärten sind.“

„Sie waren ganz von selbst dazu gekommen unter Zustimmung bis zu einem Stillestehen zu hängen, weil wir schließlich, wenn man könnte uns bezaubern. Die Planchette war überflüssig, denn der Zellenhelfer, eine Kadette, war vorne durch eine niedrige Mauer, die die Kellere von den Planchetten des Planchettenhelfers löste, geschlichen. Meine Zelle, die sich an die drei Kellere anlehnte, war von dem Eingang in den Hof wenigstens dreißig Meter entfernt. Und doch dampften mir nunmehr unsere Stimme, während wir alles alle beide den Gedanken an eine Flucht durchdachten.“

„Ich sagte endlich zu meinem Nachbar: „Man kann nicht mehr! Man kann jeden Augenblick das Fort öffnen. Wir ist es ausbrüchlich verboten, zu sprechen, selbst mit der Mannschaft. Heute Abend wollen wir uns über alles das unterhalten, wenn die Nacht abgelaufen ist. Du wirst schon sehen, wir werden ganz bestimmt ein Schlupfloch finden, um aus dieser Galeere auszubringen.“

(Fortsetzung folgt.)

„Dortüber seh' ich mir weg.“

Ein Großstadtball

von Ernst Jacobson.

„Sie war aus dem Café National. Seit acht Jahren gehörte sie zu den regelmäßigsten Mitgliedern. Seit diesem Jahre dieses Monatsampels der Weihnachtsfeier.“

„Die rote Blüte.“

„Sie war durch die Nacht für Nacht an demselben Flecken, rund umherumtisch gesessen, auf demselben Stuhl, in derselben Gegend.“

„Sie war nunmehr ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen.“

„Sie war nunmehr ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen.“

„Sie war nunmehr ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen.“

„Sie war nunmehr ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen.“

„Sie war nunmehr ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen.“

„Sie war nunmehr ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen, ein hübsches Mädchen.“

„Ich mein — lieber nicht!“ meinte die junge Frau. „Sie hier warbten zum Hofdort-Prinzen. In das Gesellschaftsleben, das eine hohe Bekanntschaft, die bis zum Hof nachts dauerte. Als das junge Paar beimgekehrt war — sie hatten eine Hofhochzeit gemietet, brüderlich, eine Kutsche, zwei Enten — holte sie aus ihrem Kommodore ein rundes Gedeckchen hervor, das sie den ganzen Tag bei sich getragen hatte.“

„Sie entfernte die Mantelstühle und ein glänzendes Gedeckchen, graver, großvöllerer Stempel kam zum Vorschein. Es war einer von den Strümpfen, die sie zu getragen hatte, wie sie als Dienstmädchen vor neun Jahren nach Berlin kam.“

„Manu, was ist'n bei'?" sagte Striftern erkrankt. „Striftern!“ — Ihre Stimme ätzte — „dabei sind meine eigenen Stroste!“

Der junge Gemann fand vor Striftern keine Worte. Er nahm seine in seine Arme, trug sie und weinte, worauf auch sie zu schluchzen anfang.

„Sie waren schon sechs Monate verheiratet und hatten sehr glücklich miteinander. Zunächst allerdings, wenn Striftern „Nachtriftern machte“, überkam ihn eine heftige Linderung. Wenn er so an einer Patzstelle auf dem Hofe seines Jagens sah, wurde ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf: „Wenn sie dir nur aber betrieft! Wenn sie nicht zu Hause!“

„Sie soll dich er auf sein Pferd ein, sagte nach Hause, stinnte behütet mit dem großen Schiffsel des Staats, schloß sich die Treppe hinauf, ohne ein Gesichtspol anzuhängen, ging ganz leise in die Wohnung hinein und war überglücklich, wenn er seine Frau im Bett, in tiefsten Schlaf fand.“

„Eines Morgens, nachdem sie ihn einen großen Kopf dessen Rosse und zwei Kutschknechte beschnitten hatte, beging sie sich zu Striftern und schickte ihn erwehnt — es war ein verächtliches eheliches Gedenken — etwas in das Ohr. Der Kutschknecht sprach auf: „Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“

„Nun, es er denn mechtlich?“